PHILOSOPHISCHE FORSCHUNGSBERICHTE

HEFT 11

HANS PRINZHORN

CHARAKTERKUNDE DER GEGENWART

JUNKER UND DÜNNHAUPT VERLAG / BERLIN

PHILOSOPHISCHE FORSCHUNGSBERICHTE

11

HANS PRINZHORN · CHARAKTERKUNDE DER GEGENWART

CHARAKTERKUNDE DER GEGENWART

VON

DR. HANS PRINZHORN

1931
JUNKER UND DÜNNHAUPT VERLAG / BERLIN

I
482200/11

Alle Rechte vorbehalten.

Gekauft 19/8 31. S. 6.96

Druck der Hofbuchdruckerei von C. Dünnhaupt, G. m. b. H., Dessau.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK WIEN

Vorwort.

Der vorliegende „Bericht" versucht, eine Übersichtsskizze über die führenden Denkformen (Begriffe), die Gesamtbilder vom Menschen (Systeme der Charakterkunde) und die Hauptproblemstellungen der Persönlichkeitspsychologie im weiteren Sinne, nämlich mit einem Ausblick nach der philosophischen Anthropologie hin zu entwerfen. Ziel der Darstellung ist weniger Vollständigkeit und statistische Objektivität als Hervorhebung des Wesentlichen. Die Eignung der psychologischen Forscher zu begrifflicher Formulierung von beobachteten Verhaltungsweisen, von erschlossenen „Eigenschaften", von mehr oder weniger willkürlich abgegrenzten Typen, besonders aber von wirklichen Charakteren und schließlich vom Insgesamt einer Persönlichkeit beruht auf ganz bestimmten Begabungen, die keineswegs häufig sind. Solche Begabungen und ihre Leistungen gebührend in den Vordergrund zu stellen erscheint mir als die vornehmste Aufgabe eines kritischen Berichts.

In charakterologischer Betrachtung kann man nicht klar und sauber nach dem Vorhandensein bestimmter Elemente fahnden wie bei einer chemischen Analyse. Wie einfach ist dort alles! Drei Haupturteile, die man bezüglich jedes in Frage stehenden Elementes fällen kann, enthalten schon fast eindeutig den ganzen Befund: 1. nicht vorhanden, 2. vorhanden, 3. in dieser Menge, Form usw. Hinzu kommen dann noch die „Strukturformeln", die auf wenige ziemlich übersichtliche Grundtypen zurückgehen.

Über „Charaktere", „Persönlichkeiten", individuelle Verhaltungsweisen dagegen lassen sich unzählige richtige Aussagen machen, zumal wenn man nach irgendeiner Methode Leistungen mißt und die Aufgabe oder die Fragestellung tausendmal ein wenig verändert. Daß man durch Zusammenfügen aller objektiv meßbaren Daten in irgendeinem Sinne „diese Person" darstellen könnte, ohne mindestens so etwas wie Strukturformeln bereits zu kennen, glaubt heute hoffentlich niemand mehr. Aber man unterschätzt durchweg noch, um im Bilde zu bleiben, die Zahl der Dimensionen, die solche Formeln oder Schemata haben müssen, um der Wirk-

lichkeit, die sie repräsentieren (oder darstellen, oder begrifflich spiegeln) sollen, auch nur annäherungsweise gerecht zu werden. Unter den mit „Dimensionen" gemeinten Denkformen ist es vor allen eine, die unter Berufung auf wissenschaftliche Exaktheit immer wieder grundsätzlich ausgeschaltet wird, um dann ebenso sicher stillschweigend geduldet zu werden, wenn sie sich unvermerkt in irgendeiner Verkleidung wieder eingeschlichen hat: die Wertdimension. Wer dies aus intimer Bekanntschaft mit einigen charakterologischen Systemen und aus kritischer Prüfung einiger Methoden und Forscherpersönlichkeiten weiß, für den gibt es redlicherweise nur ein klares Entweder-Oder: entweder er spielt gegen besseres Wissen das alte Spiel weiter, indem er auf die Täuschbarkeit der großen Menge vertraut, oder er bekennt offen die Wertmaßstäbe, die seine Deutung und Beurteilung von Charakteren bestimmen.

Ein Schwellenproblem des Forschers in Sachen der Persönlichkeitspsychologie lautet: was v e r m a g er an seinem Gegenstande — dem Menschen als Person — zu erfassen und darzustellen? Die Erfahrung beweist uns auf Schritt und Tritt, daß niemand am andern einen seltenen Zug oder gar eine überragende Begabung, eine Gipfelleistung richtig würdigen kann, ohne in einem gewissen Sinne aus eigener Veranlagung daran teilzuhaben. Fehlurteile über Personen kennzeichnen unerbittlich den Urteilenden, nicht den Beurteilten. Der oft zitierte Kammerdiener bleibt das Modell des nur an Einzeldaten kenntnisreichen Biographen. Der Steuerbeamte wäre sozusagen das Modell der statistischen Persönlichkeitspsychologen: der Einzelne wird auf Grund eigener Angaben, die er auf einem ihm unverständlichen Paragraphen-Schema widerstrebend gemacht hat, mittels eines festen Maßstabes „eingeschätzt". Und das dritte Modell gäbe der Sportlehrer ab, der nach Leistungspunkten wertet. Ins Methodische gewendet heißt die sichere und dennoch wenig beachtete erste Erfahrungstatsache in bezug auf den Forscher: das Begriffswerkzeug jedes Psychologen ist nach Umfang und Reichweite bestimmt durch seine eigene Struktur.

Dank diesem Sachverhalt bietet sich von einer gewissen Warte aus ein sehr einfaches Unterscheidungsmittel für Psychologen, die sich mit dem wirklichen Menschen beschäftigen: danach nämlich, ob sie angesichts der höchsten menschlichen Leistungen mit ihren Begriffen noch etwas von Belang zu sagen haben oder nicht. Wir alle sind eingeordnet in eine natürliche Hierarchie der

Werte nach dem Prinzip der Teilhabe. Von einem niedrigen Niveau aus bekommt man die wichtigsten Erkenntnise nie in Sicht, von einem höheren verschwinden viele Scheinprobleme des vorigen. Niemand kann sich die Stelle wählen, von der aus er beobachtet: sein persönliches Optimum liegt dem flachen oder dem tiefen Anblick zugewendet, gemäß seiner persönlichen Substanz.

Solche allgemeinen Feststellungen verraten stets einen Anspruch. In diesem Falle: im Vertrauen auf die Breite der eigenen Erfahrungsgrundlage, auf verhältnismäßige Unabhängigkeit von persönlichen Vorteilswünschen und in dem Bestreben, den höchsten Leistungen gerecht zu werden, soll es gewagt werden, den Stoff mehr nach Tiefe und Wirklichkeitsgehalt als nach Breite und Tagesgeltung zu gliedern.

Hierzu sei die persönliche Bemerkung gestattet, daß ich meine Kenntnisse nur zur Hälfte aus Büchern, zur andern Hälfte aus unmittelbarer Erfahrung, teils aus psychotherapeutischer Arbeit, teils durch Studienaufenthalte im Ausland (besonders Frankreich, Nordamerika, Schweiz) und zumal durch persönlichen Umgang mit einer großen Zahl der im folgenden gekennzeichneten Forscher geschöpft habe. Und ferner: die vorliegende Übersicht bildet zugleich die problemgeschichtliche Einleitung zu dem eigenen Versuch einer „Persönlichkeitspsychologie", die etwa gleichzeitig erscheint (im Verlag Quelle & Meyer, Leipzig). Als Ergänzung wird in Kürze eine knappe Geschichte der Charakterforschung (im Verlag Junker u. Dünnhaupt, Berlin) folgen.

Steig/Hinterzarten, Januar 1931.

H. Prinzhorn.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Vorwort V

Kapitel I: Gegenwärtige Sachlage 1

Kapitel II: Definitionen der Hauptbegriffe 9
a) Charakter 9
b) Person 13
c) Persönlichkeit 15
d) Individuum 17
e) Individualität, Individualismus, Individuation 18

Kapitel III: Verhältnis der Charakterologie zur Psychologie und zum System der Wissenschaften 20

Kapitel IV: Methoden der Charakterforschung . . . 26
a) Objektive Methoden 26
b) Zugänge von seiten psychopathologischer Erfahrung . . . 30
c) Medizinisch-biologische Methoden 42
d) Zugänge von seiten praktischer Seelenführung 47
e) Rein charakterologische Methode: die Erscheinungsforschung von Klages 48

Kapitel V: Gesamtbilder vom Menschen: Natürliche Systeme und konstruktive Schemata 50
a) Bahnsen 50
b) Klages 51
c) McDougall 61
d) Janet 67
e) Freud 75
f) Vergleich der wirklichkeitsnahen Gesamtbilder 79
g) Konstruktive Schemata und deren Anwendung 85

Kapitel VI: Sichere Befunde, fruchtbare Leitgedanken, offenbare Irrtümer 93
a) Das Grundprinzip der Leib-Seele-Polarität und des Ausdrucks 94
b) Der Aufbau des Charakters 97
c) Charaktereigenschaften — Das Schichten-Gleichnis 97
d) Das nur-menschliche Grundprinzip Geist — Wille 100
e) Das Wertproblem 102

Das wichtigste Schrifttum 108

Kapitel I.

Die gegenwärtige Sachlage.

Da der historische Gesichtspunkt in dieser Darstellung zurücktreten soll vor der Zusammenschau der gegenwärtigen Forschungslage, so werden wir die zu deren Verständnis wichtigsten Tatsachen aus der jüngsten Vergangenheit hier einschalten, und zwar hauptsächlich zu Anfang bei der Erörterung über Begriffsbestimmung und Abgrenzung der Charakterologie. Von den großen Linien des geistesgeschichtlichen Hintergrundes werden wir zum Schluß noch zu reden haben. Ohne solchen Ausblick ist ein Verstehen der auf der Oberfläche verworrenen, in der Tiefe sehr einfachen Übergangssituation, in der wir uns befinden, so gut wie ausgeschlossen.

Charakterologie ist die Wissenschaft von den Charakteren, soviel hat sich während der letzten Jahre im größeren Teile des Schrifttums durchgesetzt, nachdem bis dahin L. Klages fast allein diese strenge Formulierung vertreten und sein umfassendes System einer Wirklichkeitslehre vom Menschen darauf gegründet hatte. Vor ihm gab es in Deutschland keine systematische Darstellung des Gesamtgebietes der Charakterologie, wenn auch einen bedeutenden rhapsodischen Ansatz dazu in Bahnsens „Beiträgen zur Charakterologie" (1867). Damit hatte Bahnsen das Wort geprägt und die Sache aufgezeigt, bis Klages, redlich bedacht auf Anerkennung wirklicher Verdienste bei anderen Forschern, auf ihn hinwies als einen starken, wenn auch etwas kauzigen Wegbahner und den einzigen, der wegen seines Könnens und seiner von Grund auf charakterologischen Betrachtungsweise zum Systematiker getaugt hätte. Während Klages 1897—1908 in den Graphologischen Monatsheften seine Ausdruckslehre und die Charakterologie abschnittweise veröffentlichte, erschienen noch einige skizzenhafte Entwürfe, die jedoch später keinen erheblichen Ausbau bei den Autoren selbst oder bei anderen gefunden haben: Th. Sternberg „Charakterologie als Wissenschaft (1907) und E. Lucka „Das Problem der Charakterologie" (1908).

In England und Frankreich hat man es viel eher als bei uns erkannt, daß eine systematische Darstellung vom Aufbau und den Variationen des Charakters zu den wichtigsten Aufgaben der psychologischen Wissenschaft gehört. J. St. Mill forderte 1843 in einem besonderen Kapitel (V, Buch VI) seines Hauptwerkes „A System of Logic" die Begründung einer solchen Wissenschaft vom Charakter, die er „Ethology" nannte, und entwarf einen Plan für die methodische Arbeit, die geleistet werden müsse: es sei zugleich eine deduktiv-theoretische Klärung der Gesetzmäßigkeiten wie ein umfassendes Einzelstudium an Individuen und Typen in Angriff zu nehmen. Nach ihm ist Alex. Bain zu erwähnen, der in seinem Buche „The Study of Character" (1861) die heute noch beliebte Unterscheidung von Verstandes-, Gefühls- und Willenstypus durchführte. Francis Galtons gewichtiges Eintreten für Charakterforschung mittels anthropologischer und erbbiologischer Methoden wies der werdenden Wissenschaft andere weitreichende Möglichkeiten, die wir im letzten Jahrzehnt eifrig wiederentdeckt und mit den verfeinerten, jedoch nicht durchaus ergiebigeren Methoden unserer Zeit verfolgt haben.

Aber auch haltbare Einzelerkenntnisse erscheinen früh, so in F. Jordans „Character as Seen in Body and Parentage" (1890), wo bereits nachdrücklich auf die Bedeutung der physiologischen Grundlagen für Charakterdifferenzen hingewiesen wird: „certain anatomical and physiological peculiarities accompany a certain kind of nerve organization, and denote a certain kind of character." Mit einer breit angelegten Theorie des Charakters trat Alex. F. Shand 1896 hervor, wenn auch das ganze Werk erst 1914 erschien: „The Foundations of Character." In freier Anlehnung an Shands Theorie hatte inzwischen William McDougall in seinem frühen Werk „An Introduction to Social Psychology" (1908, jetzt 22. Auflage) die Lehre von den Instinkten, Gefühlen (Emotions) und Gesinnungen (Sentiments) als der für „den Charakter" entscheidenden Faktoren weiter ausgebaut und eine Theorie der Persönlichkeit daraus abgeleitet.

In Frankreich, dem Lande der natürlichen Begabung für eine differenzierte, rationale, praktische Psychologie, brauchte eine Wissenschaft von den Charakteren nicht erst „gerechtfertigt" zu werden wie in Deutschland, der Heimat psychologischer Unbegabung. Abgesehen von der lebendigen Tradition, die in Philosophie und Psychologie wie besonders in der Psychopathologie bereits seit Generationen herrschte, traten in den 90er Jahren gleich mehrere

ganze Systeme einer Charakterologie zutage, von denen die wichtigsten sind: Fr. Paulhan „Les Caractères" (1894), A. Fouillée „Tempérament et Caractère" (1895), beide auf Anregungen Ribots „Sur les diverses formes du caractère" (1892) und „Les élements du caractère et leurs lois de combinaison". In den zahlreichen Veröffentlichungen von Pierre Janet seit „L'automatisme psychologique" (1889) äußerte sich längst eine scharf umrissene Charakterologie, wenn er auch erst in seinen kürzlich erschienenen Vorlesungen von 1929: „L'évolution psychologique de la personnalité" einen systematischen Überblick darüber gegeben hat.

Das bei uns noch beliebte Gerede zur Rechtfertigung einer künftigen Wissenschaft von den Charakteren läßt ebensowenig charakterologische Fähigkeit wie Vertrautheit mit dem längst vorliegenden Schrifttum erkennen, verrät hingegen ein untergründiges Gefühl dafür, daß man selbst nichts von Belang auf wissenschaftlich ansehnlichem Niveau zu sagen hat. Hingegen beschränkt sich ein so selbstsicherer Psychologe wie Th. Ziehen in seinen „Grundlagen der Charakterologie" (1930) auf eine nüchterne Darlegung der Probleme und Methoden, glaubt freilich in dieser Beschränkung so weit gehen zu müssen, daß die Erwecker des neuen Wissendurstes samt den wesentlichen Leistungen, denen die heutige Charakterologie ihr Entstehen verdankt, verleugnet werden: nicht nur die Aufwühler des Problemgebietes „menschliche Person" von Freud bis hinauf zu Nietzsche werden verschwiegen, sondern auch der geistige Vater der neueren Charakterologie, Klages, wird nur nebenher gestreift. Den Rest, die akademische Forschung, engt Ziehen nochmals ein durch Vernachlässigung der geisteswissenschaftlichen Richtung (Spranger). So kommt ein solides Gerüst heraus, das die Vorzüge der Wundtschule in mäßiger, deren Nachteile in übermäßiger Weise zeigt: sicher ist das positiv Angegebene größtenteils richtig, aber das Fehlende oft gerade wichtig. Ziehen dehnt anderseits in sehr verdienstlicher Weise den Bereich der Hilfswissenschaften, der Auswirkungsgebiete und der ausländischen Literatur weiter aus als irgend jemand sonst. So berücksichtigt er auch die junge und (wie auf den meisten Forschungsgebieten) mit etwas zu naivem Selbstvertrauen auf eigne Faust vorgehende amerikanische Charakterforschung. Diese hat in der Tat noch keine überragende Gesamtleistung zu verzeichnen, jedoch ein recht gründliches und unbefangenes Stück Arbeit an Einzelforschung aufgebracht. Dabei liegt der Akzent auf statistischen Methoden, es fehlt der Ausblick

auf die großen Zusammenhänge, die Orientierung an einem Gesamtbilde vom Menschen, da man heute aus nervöser Scheu vor theologischen und spiritualistischen Gedankengerüsten, die so lange um das „Wesen des Menschen" herum aufgebaut und gläubig verehrt worden sind, eine skeptisch überlegene Haltung gegenüber allem zur Schau trägt, was nicht mit Händen greifbar, mit Raummaß und Stoppuhr meßbar, nicht registrierbar und filmbar ist. Aber man weiß (außer Ziehen) bei uns offenbar noch nicht, daß neben all diesen mit größtem Schwung und Glauben an die erleuchtende Kraft der „Tatsachen" betriebenen Forschungen (hauptsächlich an Tieren und Kindern) auch bereits 1927 das überhaupt erste umfangreiche Übersichtswerk mit Referaten über die meisten charakterologischen Autoren der Weltliteratur vorliegt, ebenso wie eine nicht minder umfangreiche Bibliographie. Beide Bände stammen von dem McDougall-Schüler A. A. Roback und sind, obwohl sie das gewaltige Material gewiß nicht erschöpfen, doch sehr respektable Arbeiten, denen wir nichts Ähnliches an die Seite zu stellen haben.

Denn bei uns herrscht bekanntlich seit 1924, in erster Linie durch das Verdienst von Utitz, die Mode, methodologisch zu phantasieren und so zu tun, als ob es dem jeweiligen Autor parthenogenetisch eingefallen sei, daß man endlich einmal den Anfang machen müsse mit der Begründung einer wissenschaftlichen Charakterologie aus dem Nichts. Je belangloser die Eigenleistung des Autors ist, um so aufgeregter (verständlicherweise) seine Betriebsamkeit. Nachdem man den führenden Autor nicht mehr gut totschweigen kann, weil seine Leistung sich vor anderen Versuchen ähnlicher Art bewährt hat, befleißigt man sich der Methode des Untertauchens: man tut, als ob der führende Autor einer von einem halben Hundert grundsätzlich gleichwertiger Forscher sei.

Das seit 1910 vor aller Augen stehende und intensiv wirkende grundlegende Werk von Klages: „Prinzipien der Charakterologie" erfreute sich (den soeben gekennzeichneten zwei Gruppen von Gegnern entsprechend) von der einen Seite fast allgemeiner Vernachlässigung, während es von der andern Seite ohne solide Nachprüfung der Befunde obenhin kritisiert oder vermöge eines stillschweigend wirkenden Gesinnungs-Einverständnisses bewußt totgeschwiegen wurde. Ein hübsches charakterologisches Symptom statt aller Einzelbeweise: in mehr als sechs Spezialwerken aus letzter Zeit habe ich das genannte Hauptwerk von Klages in einer Weise falsch zitiert gefunden, die nur möglich ist, wenn man

entweder nie oder denn mit der tendenziösen Nachlässigkeit der a priori-Ablehnung Einblick in eine der grundverschiedenen Ausgaben genommen hat. Die 1926 erschienene stark erweiterte und sprachlich umgeformte 4. Ausgabe trägt einen vollständig neuen Titel, sie heißt: „Grundlagen der Charakterkunde" — man zitiert diesen Titel mit dem Erscheinungsjahr einer der früheren Auflagen oder umgekehrt. Und dies geschieht dem Begründer der neueren Charakterologie und des einzigen in sich geschlossenen und dabei an Einzelheiten überreichen Systems nicht etwa von seiten populärer Schriftsteller, sondern gerade von Hochschullehrern. Die Erörterungen über den Inhalt des Werkes, erst recht aber über das Gesamtwerk von K l a g e s, pflegen denn auch dem Phantasietitel an Genauigkeit zu entsprechen. Ich habe den Eindruck gewonnen, daß ein solcher Grad von intellektueller Gewissenlosigkeit in den übrigen mir bekannten Kulturländern einem Forscher von Rang gegenüber kaum vorstellbar ist.

Wir werden über das Werk von K l a g e s noch ausführlich zu berichten haben (S. 51 ff.). Hier sei nur erwähnt, daß die Bevorzugung des Wortes Charakterkunde durch K l a g e s in den letzten Jahren nicht etwa so ausgelegt werden darf, als gebe es einen Bedeutungsunterschied zwischen Charakterologie und Charakterkunde, indem etwa das letztere Wort eine Schicht des einfach beschreibenden Sachberichtes abtrennen solle von der systematischen „Wissenschaft von den Charakteren". Dem ist nicht so. Beide Worte werden in gleicher Bedeutung gebraucht.

Charakterologie verlangt nicht nur genaue Analyse vor allem menschlicher, in zweiter Linie aber auch tierischer Individuen, sondern überdies Aufhellung aller inneren Zusammenhänge, damit sämtliche Charakterspielarten systematisch auf die Gesetzlichkeit eines „Bauplans" bezogen werden können. Wir besitzen neben Klages nur einen einzigen selbständigen Charakterologen in diesem Sinne: A. P f ä n d e r, der leider sein Gesamtwerk noch nicht veröffentlicht, aber dessen Hauptumrisse doch in einer Abhandlung durchaus eindeutig gezeichnet hat. Seine Definition der Aufgaben der Charakterologie lautet: „Sie hat das Wesen, den Aufbau, die einzelnen Züge, die Arten und Modifikationen, die Entwicklung des menschlichen Charakters und sein Verhältnis zu seiner Ausgliederung, zu seiner Erweisung, zu seinem Ausdruck und zu seinem Abdruck in äußeren Leistungsprodukten systematisch-theoretisch zu erforschen." Pfänder vermag in der Tat diese Programmpunkte in eigenartiger Weise durchzuführen.

Auf dem Boden praktischer Psychotherapie sind in den letzten Jahren mehrere systematische Versuche einer Charakterologie unternommen worden. Die Titel der psychoanalytischen Bücher von W. Reich: „Der triebhafte Charakter" und Alexander: „Psychoanalyse der Gesamtpersönlichkeit" sind freilich irreführend; eher wäre schon des abtrünnigen O. Rank: „Gestaltung und Ausdruck der Persönlichkeit" zu nennen. Dagegen versucht Adlers sogenannte „Individualpsychologie" zu charakterologischen Problemen durchzudringen. Wenn dabei auch ebenso wie in Künkels „Einführung in die Charakterkunde" durchaus die pädagogische Note überwiegt (bei Künkel noch in protestantische Theologie eingebettet), so werden doch innerhalb dieser Grenzen tatsächlich charakterologische Sachverhalte behandelt. Und da es um Auswirkung auf einen Kreis von gläubigen Anhängern abgesehen ist, so wird natürlich die Fiktion aufrecht erhalten, als werde hier zum erstenmal wie aus dem Nichts mit Hilfe der erlösenden Begriffe Adlers eine Charakterlehre hervorgezaubert.

Viel gehaltvoller ist das Werk eines Autors, der den Entschluß gefaßt hat, seine vielseitigen Erfahrungen in klinischer Psychiatrie wie in der Arbeitsweise von Freud und Adler in den Dienst der katholischen Kirche zu stellen: R. Allers. Da ihm überdies noch philosophische Bildung und ein gut Teil charakterologischer Begabung eignet, so wird die katholische Charakterlehre, die er vermittelt, ihrem Gegenstande besser und vielseitiger gerecht als die meisten „freien" Darstellungen, die ein Privatdogma zu stützen haben: „Das Werden der sittlichen Person. Wesen und Erziehung des Charakters" (1929). Es gelingt Allers trotz der Bindung an die ethisch-pädagogischen Tendenzen der Kirche, jene biologischen Sachverhalte, die den Charakter fundieren, sachlich und zugleich interessant beleuchtet von der katholischen Lehre darzustellen. Man darf über dem heute mit starrer Monotonie verkündeten Prinzip der objektiven Wissenschaftlichkeit nicht vergessen, daß an dem lebendigen Gegenstande Mensch alle nur logischen Prinzipien scheitern müssen, weil er gewisse logisch nicht auflösbare Paradoxien in seinem Wesen trägt. Demnach ist es lediglich intellektuelle Redlichkeit, wenn der Forscher erklärt, im Namen welcher Werte er Handlungen und Gesinnungen der Menschen ordnet und erforscht. Er gibt seine „persönliche Gleichung", astronomisch gesprochen, sofort offen an, während Formalisten doch nur hochmütig auf die Harmlosigkeit der Mitwelt spekulieren, wenn sie den Lesern einzureden trachten,

Standpunktlosigkeit in Sachen von „Charakter" und „Person" sei gleichbedeutend mit naturwissenschaftlicher Objektivität.

Zu diesem Exkurs ins Methodologische gibt uns nicht nur die hohe Sachlichkeit der Allersschen Charakterlehre Anlaß, sondern außerdem die Tatsache, daß für die Tiefe der philosophischen Hintergründe der Charakterkunde von Klages offenes Verständnis zum ersten Male von katholischer Seite bewiesen wird: Fr. Seifert „Charakterologie" (1929). Selbstverständlich liegen entscheidende Wertakzente bei dem von Seifert vertretenen katholischen Menschenbilde beinahe diametral entgegengesetzt, aber er vermag nicht nur eine gute Inhaltsangabe der „Grundlagen der Charakterkunde" von Klages zu geben, sondern vor allem dessen gewöhnlich übergangene oder hochmütig beiseite geschobene Hauptfunde und unverlierbare tiefe Erkenntnisse gerecht zu würdigen: die Ausdruckstheorie, den Sinn der Leib-Seele-Einheit und des Polaritätsprinzips überhaupt, die Metaphysik des Geistes als des Widersachers der Seele, die Willenslehre und schließlich die Verwandtschaftsbeziehung dieses Menschenbildes zur Welt Goethes und Nietzsches — kurzum es besteht eine genaue Übereinstimmung zwischen den Darstellungen dieser Zusammenhänge, die ich seit Jahren unter Achselzucken derer, die es angeht, in die Welt schicke, und der Darstellung und Einschätzung der Leistung Klages' durch Seifert. Ein solcher Einklang ist um so bemerkenswerter, als ja bekanntlich Klages nicht nur neutral außerchristlich, wie die meisten liberalen Gebildeten von heute, sondern betont antichristlich denkt — also ist hier aufs klarste erwiesen, daß selbst entgegengesetzte Wertungen durchaus kein Hindernis bilden, dieselbe Wirklichkeit vorzufinden und gegenseitig anzuerkennen und zu erforschen. Erst in der Diskussion weltanschaulicher Folgerungen unterlaufen Seifert erhebliche Mißdeutungen und tendenziöse Projektionen. Allers übrigens verschweigt in einer neueren Darstellung Klages wieder vollkommen (im Handbuch von Brugsch-Lewy, Bd. II, 1931).

Einen Entwurf, der nicht nur im Namen, sondern auch in der Sache sich eng an Klages anlehnt, müssen wir hier noch nennen: Th. Lessing: „Prinzipien der Charakterologie" (1925) — bewußte Anknüpfung an die im Goetheschen Sinne biozentrische Polaritätslehre, die bei C. G. Carus und anderen spätromantischen Naturphilosophen ausgebaut wurde, ferner systematische Durchführung der metaphysischen Antithese von Leben und Geist. Auf die übrigen systematischen Versuche (P. Häberlin, Apfel-

bach, Wahle usw.) sei an dieser Stelle nur kurz hingewiesen. Von ihnen hat nur Häberlin als Repräsentant einer bestimmten Weise protestantischen Denkens allgemeinere Bedeutung. Die schematisch moralisierende Art seiner Betrachtung ist stark individualistisch, der materielle Gehalt lehnt sich an die großen Führernaturen (Freud, Klages) an, aber mit der Tendenz, dem Ekklektizismus die Bedeutung der Autonomie zu geben.

Angesichts der umfangreichen Literatur über unser Gebiet, die in den letzten Jahren erschienen ist, bedarf es kaum einer umständlichen Erwägung über den Rang der Charakterologie als Wissenschaft, ihren Ort im System der Wissenschaften und ihre Beziehung zu den Nachbarwissenschaften. Drei Tatsachenkomplexe sind von überragender Wichtigkeit: erstens ist ein gewisses Maß von charakterologischer Betrachtungsweise bis zur Übernahme des naturwissenschaftlichen Objektivitäts-Ideals durch die Psychologie (in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts) jederzeit den Psychologen wie den Philosophen selbstverständlich gewesen. Niemand braucht sich also einzureden, er vergebe sich etwas, wenn er sein Interesse einem Gebiete zuwendet, das allerdings höhere Anforderung an persönliche Begabung und Reife stellt als die meisten anderen Teilgebiete der Wissenschaft vom Menschen. Zweitens schält sich das Forschungsgebiet zwischen 10—12 anderen Wissenschaften vom Menschen leicht heraus, wenn man nur die zentrale Einstellung auf eine „Wirklichkeitslehre vom Menschen" hat, wie man den Rahmen jeder Charakterologie, die Anthropologie, nennen könnte. Drittens aber, und darin habe ich bislang nur Seifert ganz auf meiner Seite, kommt der gegenwärtigen Welle der Charakterforschung eine bestimmte geistesgeschichtliche Funktion zu, die an dieser Stelle noch nicht genauer erörtert werden kann — es handelt sich um einen Reinigungsprozeß am Menschenbilde des 20. Jahrhunderts und es ist im wesentlichen Nietzsches Geist, der die starken Impulse zu einer solchen Revision des fragwürdigen Geschöpfes Mensch gegeben hat und noch unvermindert nachwirkt bis in die eigensten Fragestellungen der Fachwissenschaften hinein — von allen weltanschaulichen Krisen unserer Tage zu schweigen.

Kapitel II.

Definitionen der Hauptbegriffe.

a) Über Kerngehalt und Umfang des Wortes „Charakter" ist bislang noch keine Einigung erzielt. Die klassische Darlegung der drei Hauptspielarten des für uns wichtigen Terminus technicus, die Klages im Kap. 2: „Von den Bedingungen der Wesensfindung" gibt, werden bei uns jetzt häufiger von anderen Autoren fast unverändert wiederholt. „Charakter" kann danach bedeuten: 1. sittliches Wollen (Gegensatz „charakterlos"), 2. Persönlichkeit, 3. Eigenart irgendeiner lebendigen Einheit — in übertragenem Sinne auch von jedem beliebigen Gegenstande oder Geschehen auszusagen, also schließlich auch von etwas „Leblosem". Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß von jeher das Haupthemmnis für den Ausbau einer Wissenschaft von den Charakteren darin lag, daß man sich von der ersten Bedeutung des Wortes, der ethischen, nicht losmachen konnte. Selbst wenn ein Forscher grundsätzlich erklärt, er verwerfe solche Einengung und werde sich davon freihalten, so beweist das noch gar nichts für seine Fähigkeit zu dem ihm selbst erwünschten sachlichen Vorgehen. Wir werden später auf dies Zentralproblem — unlösbare Bindung des Charakterologen an sein persönliches Wesen — noch einmal zurückkommen. Wir betonten bereits im Vorwort, daß es dem Charakter wie jedem anderen Gegenstande der Forschung gegenüber darauf ankomme, mit welchem Grade von Unbefangenheit und Auffassungsbereitschaft man ihm zu begegnen vermag. Solange die Tendenz zu sachlich freier Auffassung schwächer ist als die Bindung an ein erwünschtes festes Ziel — wie das jeder pädagogischen, jeder weltanschaulich gerichteten und jeder Gemeinschaftstendenz gemäß ist —, solange kann nicht in strengem Sinne Wissenschaft von den Charakteren getrieben werden, sondern höchstens praktische Menschenkunde. Nun ist aber der Aufbau der menschlichen Gemeinschaft so beschaffen, daß wohl jeder, der sich über Charaktere Gedanken macht, für sich oder andere zu überlegen hat, was man tun oder lassen solle und aus welchen Gründen. Daher darf man billigerweise nicht erwarten und verlangen, daß man gerade viele Individuen finden würde, die sich zur Handhabung streng charakterologischer Methoden eignen. Wie viele haben wohl die erforderliche Distanz

zum eigenen Ich gefunden? Man vergesse doch nicht: das Einhalten solcher „Distanz" ist ein durchaus abnormer und künstlicher Zustand. Die Überwindung jeglicher ethischen Wertung ist ein Forscherideal — methodisch notwendig, praktisch fast unerfüllbar.

Die weiteste Fassung des Charakterbegriffs (3) würde allgemein die Wesenszüge irgendeiner Erscheinung oder eines Vorganges bezeichnen und somit den einzelnen Menschen mit allem und jedem außermenschlichen Gebilde deskriptiv auf eine Stufe setzen. Für die Durchführung eines solchen Unternehmens, das mit dem alt-indischen Tat twam asi Ernst machen würde, finden sich nur wenige moderne Menschen durch ihre übrigen Denkgewohnheiten genügend vorbereitet. Es gehört hierzu nämlich eine Weise der Umwelterfassung, die erheblich verschieden ist von der überwiegend positivistisch-dinglichen, die unser Weltbild beherrscht. K l a g e s ist heute einer von den wenigen, die ganz heimisch in jener Weise sind, die er im Einleitungskapitel seiner Charakterkunde schon 1910 (als denkmöglich und erwünscht) mit folgenden Worten kennzeichnete: „Man nimmt die Welt als eine unermeßliche Zeichensprache, die es durch spekulatives Versenken zu enträtseln gelte, man beobachtet nicht sowohl Dinge als vielmehr man blickt in ihr Angesicht und fragt, welcher Pulsschlag des Lebens, welcher heimliche Bautrieb, welche Evolution der Seele aus diesen Zügen zu sprechen scheine" — kurzum man treibt dann in Wahrheit eine Art von „Physiognomik des Universums", eine allgemeine Morphologie oder „Formenlehre des seelischen Gliedbaus". „Wir halten die psychologische Betrachtungsweise nicht etwa nur verwandt mit der physiognomischen, sondern als in der Tiefe mit ihr identisch."

Wenn K l a g e s trotzdem sich für den Vorrang der mittleren Bedeutung (2) entscheidet, nach welcher der Charakterbegriff also ungefähr gleichzusetzen wäre mit „Persönlichkeit", so spricht dabei entscheidend eine klare praktische Absicht mit, die einfach dem zu jener Zeit noch vollkommen mangelnden Interesse Rechnung trug. Es galt, erst einmal einzelne scharf umrissene Gebiete ganz systematisch zu bearbeiten, damit nicht etwa von vornherein der äußerst subtile Gegenstand dem bequemen Gerede derer ausgeliefert würde, die sich die Ergebnisse aller Sachforschung rasch als Stoff für ihre formalistische Begabung zurechtzustutzen pflegen. So beschränkte er sich zunächst darauf, „den menschlichen Charakter oder die Persönlichkeit als individuelles Selbst zu bestimmen", wonach es also die Charakterkunde mit den Eigenschaften persönlicher

Eigenwesen zu tun hätte (Persönlichkeit S. 16). Ferner hat er am menschlichen Charakter den Bereich des persönlichen Wollens oder der persönlichen Triebfedern (oder Interessen) in den Mittelpunkt seiner Forschung gerückt. Zu dieser Zentrierung veranlaßte ihn die unbezweifelbare Tatsache, daß nichts für das Verhalten des Menschen im Gegensatz zum Verhalten der übrigen Lebewesen so kennzeichnend ist wie die Lenkung aller Lebensvorgänge durch Willensentscheide auf vorgedachte Zwecke hin. Man hat eigentümlicherweise gerade diesen Wesenszug des Klagesschen Ansatzes nicht verstanden. Und zwar offenbar deshalb nicht, weil man den herkömmlichen Wertakzent auf der Willenssphäre vermißte und nicht bemerkte, daß gerade die Fragwürdigkeit der typischen europäischen Persönlichkeitsgestaltung den Hauptantrieb zur Klärung der Willensseite lieferte. Umgekehrt ist die gelegentlich beanstandete „Vernachlässigung" der vorwiegend von den „Trieben" bestimmten Vitalsphäre lediglich auf die Einsicht zurückzuführen, daß man über die Rolle der Triebseite im heutigen Menschen nichts Sicheres ausmachen kann, solange man nicht hinreichend unterrichtet ist über das unendlich vielfältige Widerspiel zwischen den nur-menschlichen Triebfedern, von denen die Vitalsphäre vollkommen überlagert ist.

Erst seit man durch die unhaltbaren Konsequenzen von Freuds Trieblehre dessen psychoanalytisches Deutungssystem kritisch zu prüfen gelernt hat, beginnt man die methodische Überlegenheit des von Klages verfolgten Forschungsweges langsam zu verstehen. Werden doch von der Psychoanalyse gerade die angeblich streng empirischen Befunde derartig überrationalisiert, daß man schließlich den unheilbaren Ansatzfehler dieser Methode erkennen muß: Freud hat, naiv wie nur ein Positivist und Mediziner in einer Person sein kann, von vornherein das ganze verworrene Getriebe der menschlichen Willenssphäre hineinprojiziert in die Triebsphäre und dann begreiflicherweise dort zu finden geglaubt, was ihm am richtigen Platze nicht vertraut war. So erklärt es sich auch, daß er auf den Sachverhalt „Charakter" über 20 Jahre lang überhaupt nicht stieß[1]) und dann erst in den letzten Jahren widerwillig davon Kenntnis zu nehmen gezwungen war. Und ebenso erklärt sich das Scheitern der psychoanalytischen Theorien an jeder überragenden Persönlichkeit und an allen wichtigen Kulturgebilden, zu deren „Tiefendeutung" man sich dennoch immer

[1]) Vgl. Prinzhorn: Charakterologie und Psychoanalyse in dem Sammelbande: „Auswirkungen der Psychoanalyse" 1928.

wieder befähigt glaubte. Noch hemmungsloser geschieht die Überrationalisierung der Vitalsphäre in den theoretischen Erwägungen A. Adlers, die an Wert mit seinen drastisch-lebenspraktischen Tatbestandsschilderungen und pädagogischen Vorschlägen bei weitem nicht Schritt halten können. Hiermit soll natürlich nicht bestritten werden, daß aus den psychoanalytischen Erfahrungen für die Genese des Charakters einige wertvolle Beiträge kommen können, sofern man sich das Blickfeld nicht doktrinär einengen läßt. (Vgl. S. 75 ff.).

Von medizinischer Seite liebt man Definitionen des Charakters, die auf das Reaktionsschema abgestellt sind. Auch Ziehen bevorzugt eine solche und verstellt sich dadurch die Sicht auf die Ausdruckssphäre und auf das Werk von Klages überhaupt: „Unter Charakter verstehen wir den Inbegriff der relativ konstanten allgemeinen Gefühls- und Willensreaktionen eines einzelnen Individuums." Ähnlich ist Birnbaums Definition, die jedoch die „Aktionen" mitnennt. Kretschmer formuliert, wie gewöhnlich, sehr allgemein: „Gesamtpersönlichkeit, gesehen von der Gefühls- und Willensseite", ähnlich früher W. Stern, während Utitz in der ihm eigenen vagen Weise sagt: „Charakterologie (sic!) wäre demnach: die Persönlichkeit, gesehen unter dem Gesichtspunkte ihrer Strebungen."

Indessen rührt sich, wie schon erwähnt, neuerdings namentlich von seiten katholisch geborgener Forscher endlich das Verständis für die untergründige Bedeutung so des Begriffes Charakter, wie der im Namen dieses Wortes betriebenen Forschung, nachdem ich bislang vergebens durch Hinweis auf die geistesgeschichtlichen Hintergründe der Charakterologie deren Rang aufzuzeigen versucht hatte. Am klarsten sind die von naturwissenschaftlich gefesselten Psychologen so oft in viel zu einfache Schemata gezwängten Sachverhalte dargelegt bei Fr. Seifert: „Mit dem Begriff ‚Charakter' soll getroffen werden der in individueller Prägung (χαράσσειν) existierende volle Mensch, ohne Ausschaltung oder unberechtigte Herabsetzung irgendeiner Wesensseite seiner Existenz — möge sie zu seinen Naturgrundlagen gehören (Triebschicht, Affektivität) oder zu seinem Ichzentrum, seinem bewußten Selbst. Nach dem Charakter des Menschen fragen wir statt nach psychischen Vorgängen, Erlebnissen oder Bewußtseinstatsachen, darin bekundet sich im letzten Grund die Absicht: es soll jener Gesamtgehalt des persönlich individuellen Seins erfaßt werden, der in kein System begrifflich-psychologischer

Bestimmungen ohne Rest eingeht, den vielmehr nur der Eigenname des Menschen vollständig (wenn auch unausdrücklich, bloß ‚der Idee' nach) benennt." Diese Definition ist so richtig und vollständig, daß man nichts Wesentliches hinzufügen könnte.

b) Der Begriff Person ist schwieriger abzugrenzen und demgemäß auch lebhafter umstritten als der des Charakters. Und zwar hat das seine ganz bestimmten Gründe, die sowohl in der Entstehung des Wortes wie in der Zentrierung des Begriffes auf die bewußte Ichheit des Geistträgers zu finden sind. Die Herkunft des Wortes von „personare" = hindurchtönen (nämlich durch die Maske des antiken Schauspielers), ist zwar nicht ganz unbestritten, doch gibt sie Anlaß zu zwei recht verschiedenen Deutungen von Klages und Voßler. Für diesen letzteren weist der Begriff Person „auf eine Rolle hin, die man spielt und nicht ohne weiteres tatsächlich ist, anderseits spricht er die Forderung aus, daß gerade wir selbst diese Rolle werden und sein sollen. Von der Maske oder Larve, vom Leib oder Gesicht, kurz vom Äußerlichen des Menschen ausgehend, zielt er auf unser innerstes, unveräußerliches Selbst. Man ist eine Person in dem Maße, wie man von der Rolle aus durch Verwirklichung gerade dieser Rolle hindurch zu sich selbst kommt" („Geist und Kultur in der Sprache", Abschn. II, Heidelberg 1925). Seifert übertreibt (Charakterologie S. 50), wenn er diese Deutung als radikal im Gegensatz zu der von Klages (Grundlagen der Charakterkunde S. 17 und Vom kosmogonischen Eros S. 44) gegebenen glaubt kennzeichnen zu müssen. Verschieden ist doch streng genommen nur der Wertakzent, der bei Klages und bei Voßler auf das „ins Fleisch wachsen" der Maske gelegt wird, wie Klages sich ausdrückt. Für Voßler ist das „durch Verwirklichung der Rolle zu sich selbst kommen" wichtig, für Klages die Stimme, „die im Urdrama die Stimme eines Gottes bedeutet" — im Vergleich mit welcher die Rolle oder Maske „ein an sich selbst lebloses Gesichtsbild" ist; ihm liegt es besonders fern, die Steigerung des Individuums dadurch, daß es einen Gott spielt, sehr hoch einzuschätzen, aber mit der Deutung einer Doppelheit, die in dem Worte „Person" liege, stimmen doch beide überein. Und dies scheint mir das Wesentliche zu sein, was uns das Wort leisten kann: es kennzeichnet eine Rolle, die das Individuum zu spielen hat und relativiert diese individuelle Rolle zu Ehren einer überpersönlichen Instanz, die hindurchwirkt. Psychologisch heißt das: Person ist ein Lebewesen, das durch sein Ich zugleich Geistträger ist, ein individuelles Selbst. Außermensch-

lichen Wesen (Tieren und Pflanzen) kann man nicht den Rang einer Person zuerkennen, wohl aber einen Charakter.

Nicht im Einklang mit der soeben begründeten Definition stehen drei andere Verwendungsweisen des Wortes: erstens die populäre Gleichsetzung von Person und (starkem) Charakter, wie wir sie in der Literatur etwa bei Gottfried Keller finden. Dabei kennt jedoch der populäre Brauch zugleich die herabwertende Spielart: eine verkommene Person, wobei offenbar gerade auf der Anonymität der Akzent liegt. Zweitens der katholisch-scholastische Brauch, nach dem das Individuum sich läutert durch „jene innersten, übergeschlechtlichen, personhaften Kräfte, durch die es imago dei ist" (Seifert) — denn gerade von Gott dem dreieinigen wird dort gesagt, er sei Person. Und drittens gebrauchen einzelne Forscher das Wort fast gleichbedeutend mit Charakter, indem sie aus irgendeiner Idiosynkrasie heraus diesen letzteren Begriff oft fast grundsätzlich ausschalten — so W. Stern, F. Kraus und andere, besonders häufig innere Mediziner. Typisch der Titel des Hauptwerkes von Kraus: „Syzygiologie oder Lehre von der Person" (I) und „Die Tiefenperson" (II), ferner das vorwiegend von seiner Schule aufgebaute große Sammelwerk von Brugsch-Lewy: „Handbuch der Biologie und Pathologie der Person". Hier bezeichnet Person scheinbar den Gegensatz des Einzelnen zur Gattung, also etwa Individuum in einem numerischen Sinne, fast wie Exemplar, während in Wirklichkeit das Pathos hineinspielt, das dem Worte aus christlicher Einschätzung zuteil geworden ist.

Dadurch entsteht eine eigentümlich schillernde Wirkung, wie wir sie etwa auch in Schelers anthropologischen Schriften häufig feststellen: man weiß nie, ob die Darstellung auf eine biologische Schilderung von Sachverhalten, auf eine mechanistische Deutung, auf eine philosophisch-religiöse Lehre — oder nur auf ein taktisches Spiel mit allen genannten Möglichkeiten hinausläuft. Kurzum, das Werk spiegelt den gegenwärtigen zivilisatorischen Zustand: verwirrende Standpunktlosigkeit, Scheinfassade, Material-Übermaß.

In anderer Weise verwirrt die Verwendung des Wortes Person bei Stern. Er nennt die „Wissenschaft von der menschlichen Individualperson" eigens Personalistik und erwartet von dieser Grundwissenschaft her einen neuen Aufbau der Psychologie nicht nur, sondern auch der anderen Wissenschaften, die sich mit dem Menschen beschäftigen. So viele treffende begriffliche Unterscheidungen Stern auch bietet, er mutet dem Personbegriff denn doch etwas viel zu, wenn er sich zu Sätzen versteigt wie „keine

Gestalt ohne Gestalter" oder „‚Milieu' ist überhaupt nur da, weil und sofern die für sich unvollständigen Tendenzen der Person empfänglich und antwortsbereit, auslesefähig und erfüllungheischend zur Welt orientiert sind"; oder „vollchronische Momente der Person" (für Charaktereigenschaften).

c) Einfacher liegt alles beim Begriff der „P e r s ö n l i c h k e i t", da schon das umständlich gebildete Wort auf „Inbegriff des Personseins" hinweist, also das Kennzeichen der Fülle unverlierbar trägt. So wird denn meistens Persönlichkeit als der oberste aller Begriffe betrachtet, der zur Kennzeichnung des menschlichen Individuums brauchbar ist, und häufig wird durch ein vorgesetztes Gesamt- (persönlichkeit) noch eigens betont, daß die Totalität des menschlichen Lebewesens gemeint sei. Dennoch ist dieser Brauch nicht allgemein. Nicht selten finden wir „Persönlichkeit" ungefähr gleichbedeutend mit „Charakter" verwendet — höchstens liegt bei letzterem Worte der Akzent etwas mehr auf den „Charakterzügen", den Einzelheiten, während bei „Persönlichkeit" mehr die Situation, die Umwelt, die Auswirkung mit anklingt. Jedenfalls wird man unter einer „Psychologie der Persönlichkeit" etwas Weiterangelegtes erwarten als unter einer „Charakterkunde". Einer solchen Unterscheidung liegt etwas sehr Wesentliches zugrunde, was wir bei der Erörterung des Charakterbegriffs streiften; es ist sprachlich ohne weiteres möglich, untermenschliche Lebewesen wie auch sogar beliebige Sachverhalte des Natur- und Kulturlebens zu „charakterisieren" und auch substantivisch vom Charakter eines Tieres, einer Pflanzenart (besser als von einem einzelnen Exemplar) und dann eines Waldes, eines Kunststils, einer Gemeinschaftsform usf. zu reden. Hingegen bedeutet das von „Person" abgeleitete Verbum „personifizieren" doch unfraglich: einen Sachverhalt so behandeln, a l s o b er personalen Charakter habe, oder einen solchen in ihn hineinprojizieren. Demgemäß müssen wir daran festhalten, daß in wissenschaftlicher Redeweise beide Begriffe, Persönlichkeit sowohl wie Person, auf ich-zentrierte Lebewesen beschränkt sind.

Sogar diese fast allgemein geltende Unterscheidung wird jedoch gelegentlich von eigenwilligen Forschern in den Wind geschlagen, wie kürzlich von F. S c h w a n g e r t in einer Studie über „Persönliches bei Tieren", in der alles, was seit 30 Jahren an terminologischem Brauch sich einigermaßen gefestigt hat, ohne eine andere Motivierung als „persönliche" Liebhaberei über den Haufen geworfen wird. Verfasser gesteht noch ganz naiv zu, „eigentlich" nenne man das, was er meine, Charakter! Indem er sodann die Klärung der

Begriffe durch Orientierung bei den Systematikern vermeidet und statt dessen unwillig den mehr oder weniger zufälligen und vorläufigen Brauch der Zoologen mustert und tadelt, entstellt er seine z. T. interessanten Beobachtungen durch die Don Quixoterie einer solipsistischen Begriffsbildung — ein deutsches Kleinbürgerlaster.

Es gibt noch einen Richtpunkt für die Abgrenzung des Begriffes „Persönlichkeit", nämlich die jedermann geläufige Formel der „öffentlichen Persönlichkeit" (vgl. Giese), die man durchaus nicht mittels des Wortes Charakter umschreiben kann. Der wesentliche Zug an der öffentlichen Persönlichkeit liegt darin, daß sie in der Öffentlichkeit eine sichtbare Rolle spielt, genauer, daß irgendeine Leistung von ihr aus dem Bereich des Privaten in den Bereich objektiver Geltung hinausgerückt ist. Wie immer man daher eine scharfe definitorische Abgrenzung versuchen mag, das eine scheint mir längst aller privaten Willkür entrückt zu sein: Charakter wurzelt im biologischen Grunde des Lebensträgers, ist zunächst ein Anlagephänomen, das bei logischer Klärung der Begriffe in der Richtung eines „Wesens" oder einer „Substanz" verankert werden muß. „Persönlichkeit" hingegen benennt den End-, oder Reife- oder Objektivationszustand eines ich-zentrierten Geistträgers, begreift dabei natürlich in sich den Reifezustand des individuellen Charakters. Jedermann kennt Fälle, die eindeutig gekennzeichnet sind durch den Satz: dieser Mann verleugnet seinen eigentlichen Charakter, seit er als öffentliche Persönlichkeit repräsentieren muß.

Falls man die Termini Charakter und Persönlichkeit unterschiedslos gebraucht oder einen von ihnen vorzieht und den andern wegfallen läßt (wie z. B. Janet, der fast ausschließlich, dem Titel seines Werkes entsprechend, psychologie de la personnalité treibt, ferner W. Stern), so verzichtet man damit auf eine Möglichkeit zu feinerer Differenzierung des überaus verwickelten Sachverhaltes. Freilich muß man wohl die Klärung des Persönlichkeits-Aufbaus durch Klages verstanden haben und sich in dem von ihm errichteten vieldimensionalen System bewegen können, ehe einem die natürliche Hierarchie der verfügbaren Begriffe aufgehen kann. Schwerlich läßt sich Tieferes darüber sagen, als in seiner Abhandlung „Über den Begriff der Persönlichkeit" (1916) steht. „Der Charakter gehört zum Wesen des Lebendigen," heißt es da. Und weiter: „Steht es nun fest, daß die Persönlichkeit ihre Eigenart von der Eigenart der erlebenden Seele hat, so muß es wohl gerade etwas unterschiedslos Allgemeines sein, was der Seele die Gestalt

der persönlichen Seele verleiht" — „Persönlichkeit ist vom Geist gebundene Seele". Das jederzeit mit sich Identische ist: „das Ich! Nur der Mensch erlebt es und muß es denken und sagen: ich bin ich. Nur der Mensch erlebt und weiß es: ich w a r es auch und ich w e r d e es sein. Denn seinem Erleben findet sich eingepflanzt die Achse der außerzeitlichen und deshalb i n b e z u g auf die Zeit dauernd mit sich identischen Ich." — „Die Persönlichkeit findet sich, wo und soweit sich das Ich findet; sie ist eine Mannigfaltigkeit, denn sie besteht aus Seele und Geist."

d) So gewiß wir den Terminus Persönlichkeit für den vollentwickelten Menschen als den ich-zentrierten Geistträger vorbehalten müssen, so gewiß ist der Begriff des I n d i v i d u u m s so weit, daß er am besten lediglich eine numerische Einheit und sonst nichts bezeichnet. Kein triftiger Grund ließe sich ausfindig machen, weshalb man diesen Begriff auf Mensch und Tier beschränken sollte. Ja, auch an der Grenze der „Lebenseinheit" brauchen wir noch nicht halt zu machen: auch „dieser Stein hier" im Unterschied von jenem dort ist ein Individuum, und das gleiche gilt von einem Berg, den ich gesondert betrachte, und von jedem Gegenstande, den man „für sich", d. h. einzeln betrachtet. Das Wort Individuum — das Unteilbare — läßt eine Bedeutung anklingen, die für Lebewesen definitorisch sehr brauchbar ist, weil damit ein Gegensatz zum „bloß Stofflichen" bezeichnet ist. Die Unteilbarkeit des Atoms (gleichgültig ob sie zutrifft oder nicht) ist jedenfalls quantitativ gedacht — es ist „nicht weiter teilbar", die Grenze der Teilbarkeit des betreffenden Stoffes ist mit ihm erreicht, es ist ein Grenzbegriff. Die Unteilbarkeit des Individuums hingegen ist von grundsätzlich anderer Art: obgleich es quantitativ, stofflich durchaus beliebig teilbar wäre, so würde dadurch doch gerade die Qualität zerstört, die mit der Benennung „dieses Individuum" gemeint ist. Das Gesagte gilt sogar noch von „leblosen Körpern". Auch „diese Erdbeere" und „dieser Stein" (als formbestimmtes Individuum gesehen) wird durch Zerstückelung vernichtet — obzwar ich den Stein a u c h als Mineral x atomisieren kann. Doch auch das k ö n n t e ich mit jedem Lebewesen gewaltsam tun oder wenigstens planen. Genug: das lebende Individuum ist über das numerische „ein Exemplar seiner Gattung" hinaus dadurch gekennzeichnet, daß es Organismus ist, oder einheitliches Funktionssystem aus mannigfaltigen untergeordneten Organsystemen. Sofern es ein Exemplar seiner Gattung ist, repräsentiert es einen Typus, einen biologischen Bauplan (v. U e x k ü l l), der

millionenmal vorkommt. Sofern es „dies bestimmte Individuum" ist, kommt ihm Einmaligkeit, Unteilbarkeit, Einzigkeit zu.

e) Trotz dieses klaren logischen Sachverhalts findet sich die gegenwärtig noch verworrenste Problematik im ganzen Gebiet der Persönlichkeitspsychologie gerade hier — woraus ohne weiteres zu erkennen ist, daß weltanschaulich-traditionelle Denkformen miteinander streiten und aneinander vorbeireden: es handelt sich um die drei von „Individuum" abgeleiteten Begriffe Individualität, Individualismus, Individuation. Die Hauptschwierigkeiten bei der Klärung dieser Termini sind folgende:

Individualität, wie nicht zu verkennen, bedeutet einfach die Tatsache des Individuum-seins. Was aber wäre der Gegensatz dazu? Damit beginnt das Dilemma, denn sofort melden sich zwei grundverschiedene Gegensätze. Der eine, alt und traditionsstark, gehört der katholischen Theologie, der andere der mächtigen wissenschaftlich-politischen Modeströmung der Mechanistik. In der katholischen Lehre kennzeichnet Individuum-sein den Stand des Naturwesens, das noch in der Welt verloren lebt; seine Aufgabe und damit der Sinn des Menschentums besteht darin, Person zu werden. Und das heißt: nicht nur, wie es der biologischen Stufe entspricht, sich mit der Umwelt auseinanderzusetzen, sondern in die innere Auseinandersetzung hineinzuwachsen, die man als „Grundsituation des Menschen" bezeichnet, den Kampf um das eigene Sein, das „existentielle Sein". Oder nach Seifert: die „Spannung zwischen dem endlich vereinzelten Eigensein und dem Bezogensein auf ein Überindividuell-Allgemeines". Er schaltet eine ausführliche Erörterung über Bachofen, Nietzsche, Klages und die antike, vorchristliche Welthaltung ein, und gelangt nach einem besonders fesselnden Exkurs über das Polaritätsprinzip und zumal den Unterschied der Geschlechter zu dem Ergebnis: „Werden .. die Potenzen in ihrer Sinnbildlichkeit begriffen, werden sie erkannt als Gleichnis göttlicher Mächte, so hindert das nicht, die Grundpolarität in der ganzen Tiefe ihrer irdischen Wirklichkeit und Wirksamkeit aufzufassen. Aber sie wird dann gleichsam durchscheinend für jene innersten, übergeschlechtlichen, personhaften Kräfte im Menschen, durch die er imago dei ist, in denen seine Ebenbildlichkeit beschlossen ist. ..... Das Hindurchsehen durch die individuelle Prägung des Menschen auf seinen personhaften Lebenskern aber hat in der Sphäre des Religiösen zur Voraussetzung die Gewißheit eines Unendlichen, das nicht unpersönlich, das vielmehr geistige Einheit des schaffenden Bewußtseins ist —

die Religion des persönlichen Gottes." Hierzu ergänzend G. Lehmanns „Psychologie der Individualitäten": „Gott wird im Individuum Person: und dieser Prozeß ist der metaphysische Grundprozeß, demgegenüber sich die Gestaltung des menschlichen Charakters zur Persönlichkeit abgeleitet erweist." Die auch methodisch ausgezeichnete Studie von Lehmann ist das Beste, was mir zum Problem der Individualität zu Gesicht gekommen ist; sie sieht übrigens zunächst vollkommen ab von der katholischen Lehre, läuft streckenweise in wörtlicher Übereinstimmung mit Klages parallel: die Lehre vom Geist, von der Entfremdung der Welt durch das Bewußtsein, vom Ausdruck, von dem Ich als principium individuationis und seiner Bedeutung für die Setzung der Dingwelt wären hier besonders zu nennen.

Der katholischen Lehre diametral entgegengesetzt kämpfen gegen das Prinzip der Individualität alle Tendenzen, die auf Mechanisierung, Atomisierung, soziale Massenideale hinzielen. Während dort das Individuum „noch nicht" Mensch, sondern „nur Naturwesen" war, gilt der Einzelne hier als befangen in einem Wahn, weil er sich von der Masse der gleichen Exemplare abzutrennen versucht und auf sogenannten Individualismus hinstrebt. Dieser Betrachtungsweise zufolge müßte also die Individualität als eine asoziale und egozentrische Haltung überwunden werden. Andrerseits wiederum soll gerade die Entfaltung der Individualität, und zwar ungefähr im gleichen Sinne wie die Reifung der Persönlichkeit den Kulturmenschen kennzeichnen, insbesondere den protestantischen Menschen. Endlich spielt da und dort in der psychotherapeutischen Literatur (Jung, Maeder u. a.), aber auch schon bei James und andern der Begriff der Individuation herein, worunter die Entwicklung vom bloß persönlichen Ich zum wesentlich gewordenen Selbst verstanden wird. Das wäre eine Art von religiösem Heilsweg, der in der Hauptsache dem Prozeß entspräche, den wir soeben im Sinne des katholischen Dogmas gekennzeichnet haben: vom Individuum zur Person als imago dei.

Hier nun weitet sich der Ausblick plötzlich und zeigt uns nach allen Seiten Religionen, esoterische Weisheitslehren und mystische Praktiken, die gleichfalls sämtlich darauf ausgehen, das private, in sich gefesselte Individuum zu befreien von sich, es auszuweiten, „die Welt" in es hineinzuleiten — wir können hier Einzelheiten noch nicht einmal streifen. Es scheint mir aber an der Zeit zu sein, daß man durch die mannigfachen Varianten der Auseinandersetzung des personhaften Individuums (als des Einzelnen, der an

sein Ich gekettet ist) mit der außerpersönlichen Welt und mit den waltenden anonymen Mächten (wie immer diese genannt werden mögen) endlich einen Grundvorgang sehe, der immer und überall den Wesensgehalt alles religiösen Verhaltens bildet: den Zweischritt Individuation-Rückbindung. Ich habe in meiner „Psychotherapie" den Versuch gemacht, bei Gelegenheit einer weitausholenden Darstellung der „Formen der Hilfsbedürftigkeit und des Helfens" jenen religiösen Grundvorgang auf seine vitalen Wurzeln hin zu verfolgen und stelle in der „Persönlichkeitspsychologie" den Sachverhalt nochmals systematisch dar. Es gilt die Bahn freizumachen für die von Goethe dargelebte Diesseitsreligion, die sich an Tiefe und Kraft mit unseren kirchlichen Religionen in den meisten Punkten messen kann und sie in mehreren übertrifft. Das sind wir Menschen des XX. Jahrhunderts Nietzsche und einer großen Schar führender Geister neben ihm schuldig. In dem Wirrwarr, der um den Begriff der Individualität herrscht, spiegelt sich besser als irgendwo sonst das untergründige Geschehen, das — weit über die gewiß auch interessanten wissenschaftlichen Feststellungen hinaus — sich mit der entstehenden Wirklichkeitslehre vom Menschen vorbereitet.

Kapitel III.

Verhältnis der Charakterologie zur Psychologie und zum System der Wissenschaften.

Wenn die letzte breite Darstellung der „Grundlagen der Charakterologie" von Th. Ziehen erklärt: „Die Charakterologie ist im wesentlichen zunächst eine Teilwissenschaft der Psychologie, sie greift nur über die Grenzen der Psychologie an vielen Punkten erheblich hinaus und bekommt dadurch der Psychologie gegenüber eine gewisse Selbständigkeit", so ist das nicht einmal definitorisch haltbar, ganz und gar unrichtig jedoch, wenn man es am geschichtlichen Hergang mißt. Wie gern man unter Fachgenossen Burgfrieden halten würde, wenn es einigermaßen redlich zuginge — es wird unausweislich zur Ehrensache, tendenziöse Entstellungen so lange immer wieder niedriger zu hängen und der Nachprüfung jüngerer Unbefangener zu empfehlen, bis sich ein Mindestmaß von historischer Gerechtigkeit im Bewußtsein der Zeitgenossen

durchgesetzt hat. Mit der Charakterologie steht es nun so, daß 1900—1910 noch nicht einmal der Name in den führenden Lehrbüchern der Psychologie vorkommt. Ich entsinne mich deutlich des Befremdens, das ich zu jener Zeit bei älteren Mitgliedern des Wundtschen Institutes hervorrief, als ich mich erkundigte, ob man nicht irgendwie Belehrung über den Aufbau der Persönlichkeit, des Charakters usf. bekommen könne und ob das nicht etwa auch für experimentelle Forschungen von erheblicher Bedeutung sei. Man antwortete ganz von oben herab, darin lägen keine für die Wissenschaft in Betracht kommenden Probleme, all das könne lediglich populär interessieren. Fast der einzige, der soviel echtes und von keinem zeitmodischen Dogma gefesseltes Psychologentum in sich hatte, daß er für Fragen solcher Art offen war, ist wohl Theodor Lipps gewesen; das mag zu seiner Isolierung im Fach beigetragen haben. Ich vermag beim besten Willen in der Schulpsychologie meiner Studienzeit keinen einzigen fruchtbaren Ansatz zur Abknospung einer „Teilwissenschaft" Charakterologie zu entdecken, obwohl wie erwähnt in Frankreich bereits mehrere systematische Werke über das Gebiet vorlagen und in England mehrere Autoren an der Arbeit waren, um etwas Derartiges aufzubauen.

Wir besitzen über „Das Verhältnis der Schulpsychologie zur Charakterologie" eine klassische kurze Darstellung von Klages im ersten Kapitel seiner „Prinzipien" 1910, die er fast vollständig in die „Grundlagen" herübergenommen hat, da er bezüglich der früher von ihm beanstandeten Unzulänglichkeiten eine Änderung im Schulbetrieb noch 1926 mit Recht vermißte. Es ist wahr, daß seither Änderungen, die zur Erschließung des Gebietes strenger methodischer Charakterforschung führen werden, an manchen Stellen bemerkbar sind. Aber wir müssen den Gang der Ereignisse, da wir ihn auf die Dauer ja doch nicht verheimlichen können, ehrlicherweise so formulieren: die schroffe Ablehnung, welche die Grundlegung einer Wissenschaft von den Charakteren durch Klages von der gesamten Schulpsychologie (mit wenigen Ausnahmen, die meist Psychiater waren) erfahren hat, wird seit einigen Jahren auch von einem Teil der Hochschullehrer zögernd aufgegeben. Immerhin suchen von denjenigen, die sich als Fachpsychologen für eine Teilwissenschaft „Charakterologie" einsetzen, auch heute noch etliche den Neuerwecker des Interesses und Begründer des einzigen vollständigen Systems ganz zu verschweigen oder in unwürdiger Weise als einen beliebigen von vielen hin-

zustellen, die private „Ansichten" zur Sache geäußert hätten, jedoch keine ernste Beachtung verdienten.[2])

Wenn Ziehen die Charakterologie mit der Soziologie vergleicht und beide „Konfluxwissenschaften" nennt, so mag dies für das meiste, was zur gegenwärtigen Konjunktur auf den Markt geworfen wird, annähernd stimmen. In keiner Weise aber würde es auf Ansatz und Systematik von Bahnsen und Klages passen. Und so erfreulich auch die Anerkennung klingt, „daß solche Konfluxwissenschaften zwar nicht theoretisch, wohl aber praktisch oft viel wichtiger sind als die scharf abgegrenzten, nur auf ihrer eigenen Gesetzmäßigkeit aufgebauten, oft aber künstlich isolierten autonomen Wissenschaften", so müssen doch schließlich einmal jene geistesgeschichtlichen Zusammenhänge gesehen und anerkannt werden, aus denen ich einerseits die symptomatische Bedeutung charakterkundlicher Betrachtungsweise für die im stillen seit Generationen geschehende Wandlung unseres gesamten Weltbildes, andrerseits aber Zwang und Möglichkeit zur Sicherung der „reinen Charakterologie" auf der Basis von Klages erwiesen habe.[3]) Denn bis jetzt hat am Ende jedes verrinnenden Jahres ein Stück mehr von dem Umriß, den ich gezeichnet habe, frei zur Sicht für alle vorgelegen. Längst freut sich der Wissende auf die Torschluß-Panik,

[2]) Hierher gehören Kronfeld, Birnbaum, Utitz, Allers, E. Straus, P. Häberlin, Kretschmer, Driesch, K. und Ch. Bühler, Spranger, Pleßner, O. Schwarz, ferner fast alle Psychoanalytiker und Individualpsychologen. Bei der Gelegenheit mag die stärkste Probe vom Versagen der intellektuellen Redlichkeit mitgeteilt werden, die mir unter zahlreichen beschämenden Fällen begegnet ist: zum internationalen Psychologenkongreß in Yale 1929 wurde den Kongreßbesuchern ein stattlicher Band überreicht: Bibliographie der gegenwärtig lebenden Psychologen von wissenschaftlicher Bedeutung. Die deutsche Abteilung unter Mitwirkung von K. Bühler. Darin kam Klages noch nicht einmal dem Namen nach vor, während Institutsassistentinnen von Bühler mit Lebensgeschichte und Werken prangten. W. Stern stellte in einem der großen Abendvorträge Klages als psychologischen Forscher von überragender Bedeutung hin, ich ebenfalls in einem Vortrage über Geist und Seele, zu dem ich von einem Vorstandsmitglied eigens aufgefordert worden war. Was sollte man nun auf eine Frage antworten, die sich in den nächsten Monaten gelegentlich von Vorträgen an 10 Universitäten wiederholte: warum fehlt Klages in der offiziellen Bibliographie? Ich habe oft genug aus Gründen nationalen Ehrgefühls schweigen müssen. An dieser Stelle wäre es feige. Man muß bei uns wenigstens wissen, was heute in offiziellen wissenschaftlichen Kreisen möglich ist an Herabwertung unseres kulturellen Ansehens in der ganzen Welt durch Verleugnung eines überragenden Geistes zugunsten der kleinen Betriebsamen — und das bei den verantwortlichen Erziehern unseres geistigen Nachwuchses! Armes ehemaliges Volk der Denker!

[3]) In „Um die Persönlichkeit" und „Leib-Seele-Einheit".

wenn Hämlinge, Kiebitze und Wichtigtuer sich plötzlich herzudrängen werden, um zu versichern, sie hätten es „immer gesagt".

Mustern wir die nicht sehr zahlreichen charakterologischen Arbeiten von seiten der Hochschulen, so fällt sofort auf, daß der Anteil der [Psychiater] weitaus am stärksten ist: Jaspers, Kretschmer, Schneider, Sommer, Allers, Kronfeld, Schultz, Ewald, Kehrer, Gruhle, Hoffmann, Schröder, Ziehen, Prinzhorn und viele andere haben dazu beigetragen. Von den reinen Psychologen finden wir schon viel weniger beteiligt und überwiegend auf Typenforschung gerichtet: den Anfang machte W. Stern, es folgte O. Lipmann, später P. Häberlin und Utitz.

Unter den Pädagogen, die ja wie die Psychopathologen gezwungen sind, an die praktische Verwendung ihrer Begriffe zu denken, sind es vor allem Spranger, Petersen, Tumlirz, die sich der charakterkundlichen Betrachtungsweise widmen. Das ältere Buch von Kerschensteiner, mehr auf Charakterbildung abgestellt, behält seine Bedeutung als klassische Verkörperung einer Erziehungsidee.

Einen einzigen frühen Ansatz hat es in der Psychologie gegeben, der zu einer breiten Charakterologie hätte führen können: bei Dilthey. Wir finden einen Ausspruch von ihm, der geradezu als Forderung nach einer solchen verstanden werden kann: „Die Auffassung des Singularen, Individualen bildet in den Geisteswissenschaften (da sie die beständige Widerlegung des Satzes von Spinoza: omnis determinatio est negatio sind) so gut einen letzten Zweck als die Entwicklung abstrakter Gleichförmigkeiten" (Ges. Schriften, Bd. I, S. 411, Anm.). Aber zur Herausstellung von Denkformen, die zur Kennzeichnung des „Singularen, Individualen" geeignet wären, ist es nicht gekommen. Statt dessen hat die damals im Augenblick gewiß sehr anregende Unterscheidung einer beschreibenden und einer erklärenden Psychologie zu dem Wust von methodologischen Vorerwägungen Anlaß gegeben, die schließlich mit der Diskussion über „das Verstehen" den Triumph der Sterilität unter dem Kopfschütteln der staunenden Mitwelt auf dem Internationalen Kongreß für Psychologie in Groningen 1926 erreichte. — Richtig ist, daß die Neigung zur Errichtung von Typen-Systemen durch Dilthey geweckt wurde und daß die Biographik der Literaturgeschichte unter seinem Einfluß sich in Richtung auf sorglichere Berücksichtigung der Person neben dem Werk entwickelte.

Nein, mit der Knospung einer „Teilwissenschaft" Charakterologie am Stamme der alten Psychologie ist es nichts. Wir können höchstens hoffen, daß diese elastisch genug sei, es mit dem rasch wachsenden selbständigen Schoß der Charakterologie aufzunehmen. An Wechselbeziehungen sehr fesselnder Art fehlt es ja nicht, wie die Problemstellungen und Experimente von Lewin u. a. zeigen, in denen als Resultat richtig verstandener Anregungen die zuvor schon etwas erlahmende Technik des psychologischen Versuchs neu auflebt. — Einen starken Zustrom erhalten die neuerwachten Interessen der Fachpsychologie an Charakterproblemen durch die Wendung des neuesten Philosophierens ins Anthropologische. Auch diese Seite: die „Wissenschaft vom Menschen" hat Klages de facto, durch Leistung, nicht in methodologischer Vorerwägung schöpferisch gestaltet. Was anders als die von ihm mit äußerster Schärfe herausgestellte dualistische Metaphysik von Leben (Seele) gegen Geist (Wille) ist denn das scheu umkreiste Zentralproblem der ganzen anthropologischen Welle? Max Scheler, der einzige, dessen denkerische Begabung gereicht hätte und der sich mit der Zeit eine genügend breite Basis von anschaulichem Material erworben hatte, war kurz vor seinem zu frühen Ende soweit gekommen, daß er den nicht zu verheimlichenden Sachverhalt aussprechen und, etwas widerwillig noch, die längst sichtbare und ausgebaute Position von Klages anerkennen konnte. Er wollte an Stelle der einen Buchseite, die er bei der Drucklegung seines Darmstädter Vortrags „Die Sonderstellung des Menschen" dem widmete, der ihm im Lichte stand, in seiner unvollendeten Anthropologie sich ausführlich These um These mit Klages auseinandersetzen, wie er mir bei einer der letzten Begegnungen versicherte. Die Anthropologoiden, die sich seither eiligst mit halb-improvisierten Denkgebäuden auf den Markt stellen, haben das nicht mehr nötig oder scheuen es, wie man flüchtigen Ausstellungsbauten nicht die gleichen Belastungsproben wie Festungsbauten zumutet: Pleßner, O. Schwarz, beide gleich gewandt die so oft bemäkelte Position von Klages variierend, ohne auch nur mit einem Wort seine Existenz zu streifen. Ganz neuerdings hat H. Kunz die schmähliche Situation treffend und tief dargestellt: „Die Metaphysik von Ludwig Klages und ihre Bedeutung für die Persönlichkeitsforschung." Heinemann beschränkt sich zwar in seinem Buche, das den philosophischen Grundgedanken unserer Zeit gewidmet ist, auf eine Darstellung der Charakterologie von Klages, kann aber nicht umhin, etwas gewunden zuzugeben,

daß durch diese schon eine bedeutsame Wendung in der Auffassung des Menschen vollzogen sei. Auch Seifert als Gegner erkennt das an.

Aus der im Vorstehenden skizzierten Übersicht geht doch wohl bezüglich des Verhältnisses zwischen Charakterologie und Psychologie eines schon deutlich hervor: keinesfalls darf man sich die Abhängigkeit im Sinne der Definition von Ziehen einseitig vorstellen und etwa glauben, man könne sozusagen das Schicksal der Charakterologie einfach der Fachpsychologie alten Stils anheimstellen. Es spricht vieles dafür, daß die Kräfteverteilung erheblich anders ist, so daß über kurz oder lang eine charakterologisch vertiefte Psychologie mit einer derartigen Überzeugungskraft wirken wird, wie sie seit langem keine allgemeine Psychologie mehr erreicht hat. Gerade die Hinneigung unseres gesamten Denkens, bis hinauf zu Logik und Erkenntnistheorie, nach dem lebendigen Mittelpunkte aller geistigen Bemühungen, dem Menschen selbst, ist das klare letzte Symptom für eine solche Entwicklung. Daß diese wesentlich von Nietzsche ausgeht und zur Verwirklichung eines biozentrischen Weltbildes im Sinne von Goethe drängt, habe ich mehrfach ausgeführt. Im Kapitel II meiner „Persönlichkeitspsychologie" gehe ich nochmals darauf ein.

Wenn es aber wahr ist, daß aus der Wissenschaft von den Charakteren — die von Grund auf biozentrisch und dennoch so scharf rational wie möglich im Begrifflichen und vorwiegend auf Analyse des Spiels der Motive (Triebfedern) im bewußten Willensvorgang bedacht ist — unbemüht herauswächst eine „Wirklichkeitslehre vom Menschen" oder philosophische Anthropologie, so klärt sich ohne weiteres die Stelle der Charakterologie im System der Wissenschaften: entweder sie leistet das, was wir soeben umrissen haben, dann wird sie, wie Nietzsche es ahnte, forderte und wahrmachte, eine Art von Grundwissenschaft für alle Wissenschaften, die es mit dem Menschen zu tun haben. Oder aber es zeigt sich, daß die Psychologie zu einer so zentralen Rolle nicht geeignet ist, sondern nur der älteren Schulpsychologie ihr Arbeitsfeld aufzufrischen vermag — dann hat Ziehen recht. Inzwischen hat aber Klages sein Lebenswerk vollendet, das jene Forderung und Hoffnung Nietzsches erfüllt und damit die radikalste Wendung und Umordnung unseres Bildes von der Stellung des Menschen in der Welt verwirklicht, die mindestens seit Kant, wenn nicht länger, eingetreten ist. Erkennt man das zum mindesten als eine Möglichkeit an, so wird man von da aus auf einmal alles Verwunderliche

und Verwerfliche im Verhalten zeitgebundener Psychologen zu verstehen beginnen als sichere, aber nur unklar bewußte Instinktreaktion gegen eine ihnen drohende Gefahr: es könnte der Wichtigtuerei mit unwichtigen Problemen, Kenntnissen und Praktiken ein Ende drohen und eine klare, scharfe und dabei universell angelegte Lehre vom Menschen sich das einorganisieren, was an der Psychologie wesentlich ist. In Wahrheit „wenden wir" ja nicht „die allgemeine Psychologie an", wenn wir Pädagogik, Berufsberatung, Fürsorge, Kriminalistik, Biographik usf. treiben; sondern wir mußten bislang, sobald wir derartige praktische Psychologie treiben wollten, möglichst viél von dem vergessen, was wir im akademischen Unterricht gelernt hatten und insgeheim mit Popularpsychologie anfangen, damit wir erst einmal die Phänomene in Sicht bekamen — nachher konnte man dann wenigstens einige Fachbegriffe über die gemachten unmittelbaren Erfahrungen stülpen. Heute geht es den aus lebendigem Antriebe forschenden echten Psychologen darum, eine Wissenschaft zu bauen, die dem gesunden Menschenverstand, der Skepsis des Intellektuellen und dem Enthusiasmus des Jugendlichen gleich gemäß ist, weil sie nicht mehr mit logizistisch überspitzten Denkformen an Denkgegenständen operiert, sondern sich dem anschaulichen Gegenstande draußen gewachsen fühlt, dem doch zuletzt ihr Interesse gilt: der leibseelischen Wirklichkeit des Menschen.

Kapitel IV.

Methoden der Charakterforschung.

Über „Wege zur Charakterologie" habe ich in meinem Buche „Um die Persönlichkeit" bereits einen ausführlichen Bericht veröffentlicht, der durch andere Abschnitte des genannten Werkes sowie des kleinen Buches „Leib-Seele-Einheit" ergänzt wird. Um Wiederholungen zu vermeiden, sei daher an dieser Stelle die Schematisierung der Übersichtsskizze etwas weiter getrieben als in den übrigen Abschnitten.

a) Objektive Methoden.

Damit kämen wir also zur Frage nach den „objektiven Methoden", die den Bestand unserer aus Erfahrung und begrifflicher Bearbeitung der beobachteten Sachverhalte erworbenen Kenntnisse (oder Meinungen) sichern sollen. Derartige Fragen erschweren in

Amerika die Verständigung über charakterologische Probleme noch viel mehr als bei uns, während Begabung und hochgebildete Überlieferung dem Franzosen gewöhnlich ein so reiches Anschauungsmaterial zugänglich machen, daß er über jenes Infantilstadium längst hinausgewachsen ist, aus dem heraus der mechanistisch Bornierte fragt, ob es denn überhaupt so etwas gäbe wie „Charakterzüge" — man müsse das jedenfalls mit wohl akkreditierten Methoden erst beweisen. Es gibt nicht eben viele Methoden, die geeignet sind, einem aus Doktrinarismus oder aus Mangel an psychologischer Begabung Zweifelnden das Wesen des „Charakterzuges", der „Eigenschaft" oder gar des Persönlichkeitsaufbaus deutlich zu machen. Nehmen wir die charakterologischen Geschlechtsdifferenzen als Beispiel (Heymans, Wreschner, Lipmann, Tumlirz u. a.). Immer wieder begegnet man in den mechanistischen Psychologenschulen, besonders in Amerika und Rußland, der (freilich meist aus weltanschaulich-politischen Motiven gespeisten) Meinung, selbst die typischen Differenzen zwischen den Geschlechtern seien anerzogen und man brauche nur den herrschenden Aberglauben an sie zu beseitigen, dann würden sie verschwinden. Auf Grund solcher Argumente werden sogar Methoden von formal hohem Objektivitätsrange (wie etwa umfangreiche Erhebungen, Enquêten) abgelehnt, mit der Begründung, daß sie nur Individuen erfaßten, die unter der Suggestion jener traditionellen Unterschiede stünden, deren man sich eben entledigen möchte. Der richtige wohlbegründete Einwand gegen alle statistischen Methoden ist jedoch ganz anderer Art: er muß die Gültigkeit des verwendeten Test- oder Erhebungsmaterials beanstanden und vor allem dessen Tauglichkeit zur Beantwortung von charakterologischen Fragen subtiler Art. Es gehört eine Naivität von indiskutablem Ausmaße dazu, wenn man über die Rolle sexueller Erlebnisse für den Aufbau der Persönlichkeit durch 1000 Rundfragen mehr glaubt erfahren zu können als durch so genaue Kenntnis einiger weniger individueller Lebenskurven, wie sie etwa gründliche psychotherapeutische Arbeit gewährt. Und diese wiederum steht an Ergiebigkeit zurück hinter eigener erotischer Erfahrung, sofern sie durch psychologische Begabung aufgeschlossen ist.

Über die unbeirrbare Zuversicht des mechanistischen Zahlenglaubens kann man sich am besten unterrichten, wenn man eine der methodisch guten amerikanischen Arbeiten dieser Richtung genau durchprüft, etwa Termans „Genetic studies of genius" (wobei nicht an Genie in unserem Sinne zu denken ist, sondern

einfach an primäre Begabung in irgendeiner Richtung). Terman hat gemeinsam mit Yerkes auf dem Boden von Binet-Simons Untersuchungen über das Intelligenzalter bei Kindern, angeregt von W. Stern (dem aber Francis Galton voranging), den Begriff des „Intelligenzquotienten" ausgebaut und populär gemacht. Dieser Intelligenzquotient, der in der amerikanischen Psychologie eine gewaltige Rolle spielt, wird gewonnen, indem man die Zahl des Intelligenzalters durch die Zahl der Jahre dividiert und auf 100 (als Norm, die also etwa bedeutet: ein achtjähriges Kind mit seinem Alter entsprechender, an einer Testserie bewährter typischer Achtjährigen-Intelligenz) reduziert. Normale Schwankungsbreite wäre 90—110. Hohe Intelligenz 110—120, sehr hohe 120—140, ein Intelligenzquotient von über 140 spricht für geniale Begabung. Nach unten zu wäre 80—90 schwache Begabung, 70—80 ein Grenzgebiet, das unter 70 zum Schwachsinn führt. Das Ziel der Bemühung ist, einen Test-Standard zu gewinnen, mit dessen Hilfe man sich rasch ein zuverlässiges Bild von Begabung und Intelligenz eines Menschen machen kann. Dies Ziel ist etwa erreicht in „Termans Stanford Revision Test" und in der „United States Army Intelligence Scale". Ähnliche Ziele verfolgt das „psychologische Profil" von Rossolimo, das bei uns ausgiebig erörtert worden ist, und Bobertags Variante der Binet-Simon Tests.

Mittels Korrelationsrechnung läßt sich eine befriedigende Antwort auf Fragen von ganz bestimmter Art finden: in wieviel Prozent der Fälle kommen zwei oder mehr Charakterzüge (etwa Mut und Sparsamkeit) im gleichen Individuum vor; oder wie oft sind braunhaarige Menschen mutig?. Es leuchtet ein, daß unter zahllosen völlig gleichgültigen Fragen dieser Art auch Gruppen von sinnvollen und unter Umständen praktisch wichtigen Korrelationen angetroffen werden. So könnte man sich vorstellen, daß für die bereits bekannte und auf Wesensbeziehung beruhende hohe Korrelation von Mut und Besonnenheit in irgendeiner Situation einmal eine Ziffer erwünscht wäre und überzeugender wirken würde als die psychologische Einsicht der beteiligten Forscher. Dann kann man natürlich unschwer eine solche Zahl beschaffen, ohne daß unser Wissen um den psychologischen Sachverhalt dadurch vermehrt würde. Wenn wir im Bereiche der körperlichen Erscheinungen bleiben, also etwa die Korrelation von Rothaarigkeit und Tuberkulose feststellen, wirkt das Verfahren viel überzeugender als im Bereiche seelischer „Eigenschaften", die

oft nicht mit naturwissenschaftlichen Mitteln erfaßbar, schwankend und schwer meßbar sind. Dennoch gibt es vertrauenerweckende Ansätze zur experimentellen Bearbeitung solcher Charakterzüge bei Henning, Lewin u. a.

Man muß sich nur gegenwärtig halten, daß solche Experimentaluntersuchungen nicht das leisten können, was mechanistisch denkende Gehirne sich erhoffen, nämlich eine Objektivierung menschenkundlichen Wissens bis zu einer einfachen Test-Schablone, die es auch dem Toren und dem Subalternen ermöglicht, überragende Begabungen, Führernaturen, Helden und Heilige gültig zu beurteilen. Beim Vorspiegeln solcher Forschungsziele handelt es sich eben nicht mehr um freie objektive Wissenschaft, wie man behauptet, sondern um Notzucht an der Wissenschaft aus tendenziösen und im Effekt politisch wirksamen Nebenabsichten. Solange wir für derartige kulturnihilistische Tendenzen (in bolschewistischer oder amerikanischer Form) noch anfällig sind, werden wir im gleichen Ausmaße Schaden an unserem tieferen Wissen nehmen, wie wir uns jenen Einflüssen öffnen. Erst aus genügender Kenntnis der östlichen und der transozeanischen Bildungsziele und aus freiem Überblick über den vitalen Sinn der betreffenden Ideologien läßt sich ein Urteil über die kulturelle Tragfähigkeit solcher Tendenzen gewinnen.

Leider steht unsere Schulpsychologie den dringlichsten Wertfragen in bezug auf Methoden noch recht naiv, hilflos und daher wichtigtuerisch gegenüber. So wird immer wieder die Fiktion aufrechterhalten, als wisse man bis heute sehr wenig vom Menschen, werde aber mittels verschmitzter Experimente demnächst sehr viel wissen. Das zeugt von einem völlig irregehenden Hochmut: es ist vielmehr höchst unwahrscheinlich, daß wir nach Vollendung eines technisierten Untersuchungssystems von der Art der amerikanischen Standard Tests überhaupt noch lange fähig bleiben werden, seelische Vorgänge zu bemerken und zu erforschen — sie werden mittels einer mechanistischen Terminologie still erdrosselt, bis nur noch ein Rekordgehirn in einer trainierbaren Sportmaschine übrigbleibt. Daran als Anhängsel ein selbstunsicheres, jeder Sentimentalität preisgegebenes Pseudo-Seelenleben, am ehesten einem rudimentären Organ vergleichbar. Wollen wir für die Tauglichkeit „objektiver Methoden" nach Art von Tests, Korrelationen und aller statistisch vorgehenden Verfahren eine kurze Formel prägen, so könnte diese nur so lauten: alle psychologische

Kenntnis und Erfahrung, die jemand besitzt, kann er durch „objektive Methoden" erhärten und kritisch klären; „objektive Methoden" ohne solche persönliche Erfahrungsgrundlage führen zur Verödung des psychologischen Denkens, besonders des charakterologischen.

b) Zugänge von seiten psychopathologischer Erfahrung.

Daß die Erfahrung der Psychopathologen weitaus das reichste Material für unsere Kenntnis vom Aufbau der Persönlichkeit gebracht hat, ist gewiß nicht „zufällig", sondern vielmehr aus ganz bestimmten Ursachen erklärlich. Und zwar würde ich an erster Stelle eine rein praktische Tatsache dafür verantwortlich machen: wer von einzelnen Individuen hauptsächlich dann intimere Kenntnis erlangt, wenn bei diesen eine Störung eingetreten ist, wird dadurch jedesmal gezwungen, zwischen dem aktuellen Ausnahmezustand und dem gewöhnlich herrschenden Durchschnittszustand beim Einzelnen zu unterscheiden. Das heißt, er muß schon für seine diagnostische Beurteilung, mehr aber noch für seine therapeutischen Maßnahmen sich fortwährend in seinem Denken elastisch frei bewegen zwischen den genannten beiden Zuständen. Bei gründlicher psychotherapeutischer Arbeit kommt sogar als drittes Zustandsbild noch das Wunschbild des „persönlichen Optimums" des Patienten hinzu, das er eben wegen der vorliegenden Störung nicht zu erreichen vermag (Prinzhorn: „Psychotherapie", S. 259—276, Das Ziel der Psychotherapie). Die solcherart geradezu dramatisch gespannte Situation läßt sich nun auf gar keine Weise unter einem Objektivitätsideal auf die Atmosphäre des „Versuchs" und des Laboratoriums verdünnen — wenn auch freilich selbst derartige Wahnvorstellungen sich in unseren Tagen unter Berufung auf die Wissenschaft im Bewußtsein der Zeitgenossen einzunisten vermögen. Der Psychotherapeut als Praktiker kann nicht in beliebige Denkabenteuer ausweichen wie der Theoretiker, er muß mit seiner Person einstehen für alles, was er sagt, deutet, tut oder unterläßt, wie der Pädagoge und der Priester (dieser letztere, sofern er nicht in der völlig objektivierten Kulthandlung steht, sondern Seelenführung betreibt). Während der Theoretiker ohne Gegenspieler denken und deuten kann, was ihm beliebt, ist der Praktiker auf Schritt und Tritt gebunden an die leibseelische Wirklichkeit der Person, mit der er arbeitet und die jederzeit die schönsten psychologischen Denkgebäude zum Einsturz bringen

kann, wenn diese nicht aus dem lebendigen Hier und Jetzt des gegenwärtigen individuellen Materials errichtet sind.

Wenn ein Psychopathologe sich entschließt, über die Darstellung von abnormen Einzelfällen hinaus etwas über den Aufbau der Persönlichkeit zu sagen, so hat er vor dem Vertreter der theoretischen Psychologie (wozu ich auch die experimentelle Forschung rechne) zum mindesten also das eine voraus: er ist durch eine strenge Schule der praktischen Erprobung seiner Denkformen gegangen. Diese mögen logisch oder wissenschaftstheoretisch unzulänglich sein und sind es meistens, aber wenigstens weisen sie auf Sachverhalte hin, mit denen man sich vital auseinandersetzen muß, ohne von dialektischen Denkmöglichkeiten viel Hilfe erwarten zu können. So finden wir denn zu einer Zeit, als die Fachpsychologie kaum an die Tatsachen des Persönlichkeitsaufbaus dachte, unter den Psychiatern mehrere, die sich vor 1900 auf eigene Faust einen Weg zu unserem Problemkreis bahnten: J. L. A. Koch, J. P. Moebius, Kraepelin in Deutschland, Charcot, Pierre Janet, G. Dumas in Frankreich.

In starke Bewegung geriet freilich das Gebiet der Persönlichkeitsforschung erst unter dem beunruhigenden Einfluß von Freuds Psychoanalyse. Die unbeirrbare Folgerichtigkeit, mit der Freuds konstruktives Denken aus zwei formalen Prinzipien heraus, die er in den Rang von Axiomen zu erheben versuchte, alle seelischen Vorgänge rationalisierte, machte ihn und seine Schule über 30 Jahre lang zum Gärungsherd im Gebiete der Pathologie der Person. Jene zwei dogmatischen Axiome: 1. das genetische, nach dem die Persönlichkeit als Endprodukt ihrer individuellen Entwicklung und zwar wesentlich ihrer Erlebnisinhalte verstanden werden soll; und 2. das kausale, nach dem jeder seelische Vorgang als Summation von atomistisch gedachten Elementarvorgängen erklärt werden muß — sind die stärksten Motive, die sich seit 1900 in der psychopathologischen Forschung ausgewirkt haben. Nur aus ihnen ist die Schizophrenie-Lehre zu verstehen, die Bleuler und Jung unter direkter Anregung von Freud ausbauten. Nur aus ihnen auch die optimistische Welle in der Psychotherapie, die in manchen Ländern (nur protestantischen!) eine Zeitlang wie ein Evangelium, eine Erlösungsbotschaft wirkte. Wenn sich tatsächlich die individuelle Lebenskurve gleichsam rückwärts aufrollen ließe, um dann nach Korrektur der erkannten Fehlstellen ins Normale auszuschwingen, so war doch jedem Psychopathen eine neue Hoffnung geschenkt: hier winkte

ihm die Aussicht auf eine Wandlung seiner Persönlichkeit, auf Befreiung vom Schicksal des Soseins, auf Wiedergeburt und ein neues Leben, und alles dies mit einem gewissen Enthusiasmus, wie er etwa bei der Bekehrung zu einer Glaubensgemeinschaft aufzutreten pflegt. In dieser Hinsicht sind besonders die Bücher des Pfarrers O. Pfister kennzeichnend. Während nun anfangs, da man auf eine weitgehende Uniformierung aller individuellen Lebenskurven durch den einen Deckmantel der Libido und des Sublimierungsprinzips eingestellt war, die Aufmerksamkeit von den Charakterunterschieden zwischen den Individuen abgelenkt wurde, meldeten sich doch nicht nur von seiten der Gegner, sondern auch aus dem eigenen Lager bald Stimmen, die nach jenen Unterschieden und nach Erklärungen dafür fragten.

Gleich der erste Rückschlag gegen die kausal-genetisch-sexuologischen Übertreibungen des konstruktiven Denkers, der in Freud mehr und mehr zutage trat, je heftiger die Schule auf der reinen Empirie und wissenschaftlichen Objektivität der gewagtesten Deutungen bestand, schien das Charakterproblem als Ziel zu nehmen: A. Adlers Buch „Der nervöse Charakter" 1912. Der Name der neuen, bald radikal vom Freud-Kreise abgesprengten Betrachtungsweise schien das gleiche zu sagen: Individualpsychologie. Erstaunlicherweise täuschten beide Termini. Mit der Zeit klärte sich die Grundtendenz der Adlerschen Richtung, die an populärer Propaganda mit der Freudschen Richtung erfolgreich wetteiferte: das Ziel des Denkens wie des Heilens und Bildens war wiederum eine Glaubenslehre von Erlösungscharakter. Wenn die Leistungen überragender Persönlichkeiten grundsätzlich zurückführbar sind auf Überkompensation von Minderwertigkeitserlebnissen, wenn Beethovens Werke so stark sind, weil er die Qual seiner Taubheit durch sie überwand, so ist es ja wirklich einfach, die Menschen zu beglücken. Jeder überkompensiere seine Mängel, und wer schwere Mängel hat, ist besser dran als der Nachbar, der fast ohne Defekt und daher ohne Erlösungschance ist. Ergänzend wird die begriffliche Auflösung der bislang als real angesehenen Charakterzüge systematisiert: sie sind Attituden zur Erreichung bestimmter Zwecke; Mut ist demnach die Attitude eines Mannes, der auf Erfolge erpicht ist. Die Grundgesinnung dieser Lehre ist gewiß „Helfen", „Mutmachen", „den Eigenwillen aufgeben für den Gesamtwillen" — aber alles dies ganz eindeutig im Sinne des Sozialisierens, der jüdisch-christlichen Humanität. Was armselig

ist durch Mangel, soll Zuversicht auf Erhöhung ins Gegenteil haben, was für hoch gilt, soll entwertet werden als „Attitude" —. Obgleich Adler gewiß durch praktische Klugheit, Blick für die kleine Vertracktheit, die in Familie und Schule dem Kinde geradezu andressiert wird, und durch volkstümliche Schlichtheit imstande ist, ein Stück bon sens in unseren idealistisch gestelzten und dialektisch geschwollenen Schuljargon zu bringen, so läßt sich doch leider die angedeutete Tendenz seiner Lehre nicht verleugnen. Diese Tendenz, nicht der Wahrheitsgehalt oder gar die Tiefe seiner Lehre, ist die Hauptursache seines ziemlich breiten internationalen Erfolges.

Außer den gewandten Darstellungen der Lehren Adlers von A. Wexberg ist aus dem Kreise der Individualpsychologen H. Künkel zu erwähnen, der das Charakterproblem ernsthaft wieder aufgegriffen und mit protestantisch-theologischen Denkmitteln systematisch durchgearbeitet hat. Auch er geht von der Fiktion aus, als habe er ein neues Gebiet gangbar zu machen. Durch Stützung seiner Dialektik mit Begriffen aus der Denkwelt von Hegel und Marx weiß er seinen therapeutischen Erfahrungen einen gewissen formalen Reiz zu verleihen. Für solche, die in protestantischer Anschauung wurzeln, hat er zweifellos neben P. Häberlin die erträglichste Form einer Charakterlehre geliefert.

C. G. Jung hat von der ursprünglichen Freudschen Schulung nur mehr eine gewisse Neigung zu jenen atomistisch-mechanistischen Denkformen übriggelassen, die im Positivismus der 90er Jahre wurzeln. Aus der allzu schematischen Typenlehre, die er um 1915 anlegte (Extravertierte, Introvertierte, jede Gruppe wiederum untergeteilt in Empfindungs-, Gefühls-, Denk- und Intuitionstypen), hat er im Laufe der Jahre eine in den Einzelheiten sehr subtile Pseudo-Mythologie entwickelt, mit deren Hilfe er der individuellen Wirklichkeit von Personen durchaus interessante Aspekte abgewinnt. Die Dialektik von „Persona", „Anima" und „Animus" läßt auf der Grundlehre vom „kollektiven Unbewußten" (mit welchem anfechtbaren Terminus wiederum eine bestimmte seelische Wirklichkeit gemeint ist) die Problematik des in die unzulängliche bürgerliche Welt verlorenen Individuums ganz anschaulich aufleuchten und erlaubt zudem, richtig ansetzende Brücken zur alten Weisheit Ostasiens und zu manchen primitiven Denkformen zu schlagen. Es fehlt nur die Verbindung mit dem Besten, was unser europäisches Wissen vom Menschen bei Goethe, bei Nietzsche, bei

Klages bereitgestellt hat. Und so ist Jungs praktisch bewegliche Persönlichkeitspsychologie zu einer stillen, jedoch in esoterischem Sinne wirkungsstarken Privatexistenz verurteilt, weil es ihr an gültigen und fruchtbaren Begriffen gebricht. Das Entgegenkommen, das man hie und da in fachwissenschaftlichen Kreisen der analytischen Psychologie und besonders der Typenlehre von Jung zeigt, scheint sich mehr an den unzulänglichen, mit nicht mehr recht tragfähigen traditionellen Begriffen arbeitenden Typen zu begeistern, als an den ungewöhnlich feinen Einzelheiten. Erstaunlich bleibt es, daß Jung trotz guter Kennzeichnung von bislang kaum greifbaren seelischen Nuancen unbekümmert weiter von „seelischer Energetik" spricht. In dieser Unempfindlichkeit gegen eine Terminologie, deren Überwindung erst den Weg frei macht zu jeder künftigen Psychologie der Person, treten die konstitutionellen Grenzen von Jungs Fähigkeit zu systematisch-wissenschaftlichem Denken offen zutage.

Das alte charakterologische Grundproblem der Beziehung zwischen leibseelischer (oder körperlicher) Erscheinung und Charakter (oder psychologisch erfaßbarer Eigenart) des Individuums ist in fast sensationeller Weise in den Mittelpunkt des anthropologischen Interesses in der Medizin gerückt, seit Kretschmer 1921 durch sein Buch „Körperbau und Charakter" eine neue Diskussionsbasis dafür geboten hatte. Anfangs betonte oder bestritt man hauptsächlich die „Entdeckung" zweier Typen, deren genaue Unterscheidung so fundamentale neue Einblicke in die Struktur des Menschen zur Folge haben sollte, daß man wahrscheinlich daraufhin die ganze Psychologie der Person werde umbauen müssen. Davon kann heute nicht mehr die Rede sein. Die starke Anregungskraft dieser Studie ist keineswegs dem Tiefgange etwa darin mitgeteilter Erkenntnisse zu verdanken, sondern erklärt sich aus mehreren Nebenmotiven: erstens geht nach wie vor von jeder zweigliedrigen Ordnung der so schwer überschaubaren menschlichen Wirklichkeit eine Faszination aus, deren Erlebniswurzeln man bis auf die kindliche Lust am Schaukeln zurückführen möchte. Zweitens war diese Begriffsschaukel im Augenblick unerwartet, schloß sich aber uneingestandenerweise eng an eine rein psychologische an, die soeben in Geltung stand — Jungs Versuch, dem Gegensatz von extra- und introvertiert eine grundsätzliche Bedeutung zu geben. Drittens waren die Befunde unbekümmert vereinfacht und sehr wirksam in halb-konstruktiver, halb-impressionistischer Weise dargeboten. Viertens wurden geschichtliche

Persönlichkeiten einmal wieder unter psychiatrisch abgegrenzte Begriffe gebracht, und zwar überaus geschickt an Hand von Bildnissen und feuilletonistischen Charakterskizzen, also im populären Sinne eindrucksvoll. Da nun Mediziner naturgemäß über eine relativ geringe psychologische Begabung und Schulung verfügen und fast durchweg als Laien in Sachen einer wissenschaftlichen Persönlichkeitspsychologie gelten müssen, so waren sie ein harmloses und dankbares Publikum für das Denkklischee: zyklothym — schizothym. Es wurde eine Zeitlang Mode in Wissenschaft und täglichem Leben, alle Menschen auf ihre Zugehörigkeit zur einen oder anderen Gruppe zu prüfen, was dem Beobachter ja die Chance sichert, das betreffende Individuum von nun an nicht mehr als schwer begreiflichen Einzelnen nehmen zu müssen, sondern ihn künftig mit den konstruktiven Begriffen der Typenlehre als „Fall von..." generell charakterisieren zu können.

Richtig und haltbar ist an den Schematisierungen von Kretschmer hauptsächlich ein Befund: der offenbar biologisch tief verwurzelte Urtypus des zyklothymen Pyknikers ist besser sichtbar und begrifflich klarer herausgearbeitet als früher — bekannt war er, wie Kretschmer selbst ausführt, natürlich längst. Der Gegentypus des schizothymen Asthenikers hingegen ist keineswegs in gleicher Weise vorgefunden, sondern auf Grund von anfechtbaren Überlegungen und Schlüssen aus einem statistisch bearbeiteten klinischen Beobachtungsmaterial konstruiert. Es muß überhaupt gesagt werden, daß durch Kretschmers Einfluß das Niveau der Charakter- und Ausdruckspsychologie, obgleich er manche drastische Formeln geprägt hat, noch einmal herabgedrückt worden ist. Nirgends zeigt sich die Gefahr vorschneller Begriffsprägung verhängnisvoller als auf diesem schwierigsten aller Forschungsgebiete, an dem immerhin die klügsten Köpfe der geschichtlichen Menschheit von je ihren Witz erprobt haben, so daß neue „Entdeckungen" überhaupt unwahrscheinlich sind. Eine Häufung von z. T. neuerfundenen Kunstworten scheint bei Harmlosen den Eindruck hervorzurufen, als gebe es deshalb auch schon neue oder bislang unbeachtete Sachverhalte. In dieser Hinsicht hat die berechtigte Gewohnheit der Techniker und Chemiker, für ihre Befunde neue Fremdwörter zu prägen, recht fatal auf das kritische Bewußtsein im Gebiete der Psychologie gewirkt. Die auch in wissenschaftlichen Kreisen herrschende Neigung, sich in bezug auf das Wissen vom Menschen mit Halbbildung zu begnügen, sichert einem scheinklaren Schematismus

leicht Beachtung und Beifall von Forschern, die auf ihrem Spezialgebiet niemals bereit wären, so schwach fundierte Konstruktionen als gültige Erkenntnisse auszugeben. Die medizinische Psychologie, die Kretschmer nach seinem ersten Erfolge rasch hingeworfen hat, bietet im wesentlichen eine Abwandlung psychoanalytischer Betrachtungsweise in einer Terminologie, die teils klinischen Traditionen und Bedürfnissen ganz geschickt Rechnung trägt, teils alle möglichen Zeitströmungen etwas oberflächlich hereinzieht, stets mit einer scheinsicheren Gebärde, die etwas an Lombrosos Naivität erinnert, nur ohne dessen robuste Volkstümlichkeit. Wer etwas von den großen Vorgängern auf dem Gebiete der Körperbau-, Temperaments- und Charakterforschung kennt, muß nur staunen, daß unsere Bildungsansprüche so gering geworden sind — sonst hätten sich wohl stärkere Bedenken (und zwar tiefer ansetzende, nicht nur formalistisch-akademische) gegen die hurtigen Deutungen Kretschmers, zumal auch in seinem letzten Buch „Geniale Menschen" regen müssen.

Die stärksten und gesündesten Anregungen von Kretschmer zeigen sich wohl auf dem Gebiete der Erbbiologie, wo zuvor R. Sommer, Rüdin u. a. führend waren. Hier hat die Gewohnheit, zwei Grundtypen der Konstitution zu sehen und im Einzelnen dann Mischungen aus den (in irgendeiner Generation doch wohl als rein gedachten?) Grundtypen festzustellen, zweifellos eine gewisse Auflockerung und Beweglichkeit zumal der psychologischen Begriffe erzeugt. Am ergiebigsten hat H. Hoffmann, z. T. in direktem Kontakt mit Kretschmer, in dieser Hinsicht seine Methodik verbessert und in Analysen der Familien des ersten Napoleon wie Friedrichs des Großen auch einigermaßen befriedigend praktisch erprobt. Das Ziel aller psychologischen Familienforschung freilich: verläßliche Erbeinheiten herauszukristallisieren, verlangt noch ein gut Stück intimer Forschungsarbeit, besonders aber eine viel bessere Klärung des Eigenschaftsbegriffs in der Charakterologie als bisher. Bei E. Kahn finden wir eine etwas andere begriffliche Orientierung als bei Hoffmann. Kolle hat endlich den längst naheliegenden Schritt getan, die Schriftdeutung zu Rate zu ziehen, um von einer großen Zahl von Mitgliedern einer Familie Charakterumrisse zu gewinnen, die in methodisch strengem Sinne vergleichbar sind, weil sie als objektive, ohne Dazwischentreten eines Dritten gewonnene Materialien, als direkte Niederschläge der individuellen Wesensart gelten müssen. Es hängt für die Stabilisierung der Charakter-

kunde viel von dem Range solcher Studien in nächster Zeit ab. Über das höchst verwickelte Geflecht der Probleme und Methoden auf dem Gebiete der psychopathologischen Erblichkeitsforschung unterrichtet gut Ziehen in seinen „Grundlagen der Charakterologie". Auf das systematische Hauptwerk von nicht-psychiatrischer Seite sei an dieser Stelle hingewiesen, da wir auf die Probleme der Erbbiologie nicht noch einmal zurückkommen können: W. Peters: Die Vererbung geistiger Eigenschaften und die psychische Konstitution.

Es bleiben noch die Psychopathologen zu erwähnen, die nicht einzelne Begriffe „anwenden", um mittels ihrer eine Art von Systematik oder auch einfach eine deskriptive Methode der Charakterologie zu konstruieren, denen vielmehr das Charakterproblem als Gesamtaufgabe so wirklichkeitsnahe begegnet, daß ihnen jeder Glaube an formal einfache Methoden schwindet. Unter diesen Autoren steht Jaspers weitaus an erster Stelle, nicht nur durch die Vielseitigkeit seiner Betrachtungsweise und die kluge Umsicht, mit der er Methoden und Leistungen gegeneinander abwägt, sondern vor allem auch durch die kritische Reserve, die er allen modischen Strömungen gegenüber bewahrt. Daraus folgt ohne weiteres, daß er sehr vielen Autoren ein Dorn im Auge sein muß, wenn auch nicht ein so grober Stein des Anstoßes wie Klages — abgesehen davon, daß er aus Gründen der akademischen Interessengemeinschaft gegen solche direkten Verunglimpfungen geschützt ist, wie man sie dem Outsider gegenüber riskiert. Die Methode von Jaspers ist in einem weiten (nicht auf Husserl zu beschränkenden) Sinne phänomenologisch. Er ordnet seine aus der Literatur und aus eigener Beobachtung gewonnenen Fälle in höchst beweglicher, immer wieder aufs neue variierender Weise in natürliche Gruppen, die jeweils um ein bestimmtes Problem zentriert sind, und trachtet, durch vergleichende Analyse den Wesenszug des betreffenden Verhaltens oder der Erlebensweise herauszuanalysieren. Wenn er selbst an seinem Verfahren eine genetische oder verstehende Seite von einer kausal erklärenden scheidet und daraus einen prinzipiellen Unterschied zwischen „verständlichen Zusammenhängen" und „kausalen Prozessen" abzuleiten sucht, so gerät er in eine begriffliche Überspitzung dieses Gegensatzes, die dessen Geltungsgrenzen allzu deutlich sichtbar macht. So glaubt er, mittels eines solchen Verständlichkeits-Kriteriums zuverlässig diagnostisch unterscheiden zu können zwischen sogenannten schizophrenen Störungen und bloß

neurotischen, die „einfühlbar" seien. In diesem Punkte besteht Bleulers lebhafte Polemik gegen Jaspers wohl zu Recht: es ist eine Sache der Begabung, ferner der Erfahrung aus eigenen Erlebnissen und schließlich der psychologischen Bewegungsfreiheit, wie weit man an ungewöhnlichen, weit aus der normalen Bewußtseinslage hinausführenden Ausnahmezuständen teilzunehmen vermag. Wiederum ein anderes Problem ist es, wie derartige „Teilnahme" zu legitimieren sei, wiederum ein anderes, ob mit den sprachlichen Mitteln des psychopathologischen Begriffsschatzes, selbst unter Zuhilfenahme einer ungewöhnlich reichen Sprachbegabung, derartige Zustände sich beschreiben lassen — schließlich aber kommt zu alledem noch die sozusagen soziale Schwierigkeit, daß nämlich bereits im Begriff des „Ausnahmezustandes" etwas von dem asozialen, nicht mitteilbaren Charakter solcher Ereignisse angedeutet ist. Zieht man alle diese erschwerenden Momente richtig in Betracht, so bleibt für eine prinzipielle Grenze der Verständlichkeit, die diesseits am schizophrenen Erlebnis entlang ginge, keine Beweiskraft übrig. Womit natürlich nichts gegen die eigentümliche Struktur und Farbe des schizophrenen Weltbildes gesagt ist. Inwieweit ferner schizothymes Verhalten, also ein charakterologisch erfaßbarer Sachverhalt, und schizophrener Phasenzustand, also ein pathologischer Symptomkomplex, begrifflich voneinander zu scheiden sind, das ist ein inner-psychiatrisches Problem.

Ansehnliche Versuche, von psychopathologischen Erfahrungen aus zu einer systematischen Ordnung der Spielarten des Charakters zu gelangen, haben noch Schneider und Ewald unternommen, beide in Anlehnung an Klages, jedoch ohne bis zu voller Freiheit in der Handhabung des komplizierten Systems vorzudringen, so daß sie auf halbem Wege festfahren und den Durchbruch zu fruchtbarer Entfaltung ihrer Ansätze nicht erreichen. So ist es auch zu verstehen, daß sie unvermittelt die Geduld verlieren und von Klages abzurücken vorgeben. Schneider gelangt immerhin zu einer differenzierten Typenschilderung psychopathischer Persönlichkeiten. Ewald dringt auf theoretisches Gebiet vor und möchte die biologische Grundlage des Charakteraufbaus und der Charaktervariationen systematisch ordnen. Das ist in der Tat eine der allerwichtigsten Aufgaben, die heute geleistet werden müssen, wenn sich unser Wissen vom Charakter zu einer traditionsfähigen Lehre runden soll. Noch einmal muß ich jedoch darauf hinweisen, wie irreführend es ist, wenn man uns immer wieder auf künftige bessere Zeiten vertröstet, wo wir erst

einmal mit exakteren Einzelergebnissen über die Funktionen des vegetativen, humoralen, endokrinen Systems aufwarten könnten. Vielmehr verhält es sich genau umgekehrt: wir stehen vor einem seit Jahrzehnten gesammelten ungeheuerlichen Wust von Einzeldaten, die jeweils nur noch von Spezialisten auf schmalen Sektoren der verschiedenen Forschungsgebiete vollständig beherrscht werden können. Ihnen fehlen die begrifflichen Hilfsmittel zur rationalen Bewältigung und Ordnung ihres Stoffgebietes oft bereits für das nächst übergeordnete größere Gebiet, erst recht aber für die theoretischen Zentralwissenschaften: Psychologie und Anthropologie — und zu allem Unglück ist die einzige Psychologie, die dem ungeordneten Ansturm von biologischem Detail gewachsen wäre, erst 20 Jahre alt, daher an den Hochschulen noch nicht bekannt, wird also günstigenfalls erst in etwa 10 Jahren so weit in das geistige Rüstzeug von naturwissenschaftlich denkenden Forschern eingeführt sein, daß eine freie Diskussion in einer gemeinsamen Sprache möglich wird. Immerhin kann ich bezeugen, daß die Verständigungsmöglichkeit seit 10 Jahren bereits ein wenig zugenommen hat, so daß bei einer geringen Machtverschiebung zwischen den Hütern der Denkformen von 1900 und den Erbauern der Denkwelt von 1940 die letzteren endlich an das Material herankommen, das nach systematischer Bearbeitung geradezu schreit.

Ewald erscheint unter den angedeuteten Gesichtspunkten als ein Übergangstypus. Er setzt unbedingt richtig an, indem er „körperliche Grundlagen" des Charakters sucht — aber er spürt noch ein gewisses Unbehagen dabei und glaubt sich nach einer Seite wenigstens entschuldigen zu müssen wegen seines durchaus wohlbegründeten Entschlusses. Die gesetzmäßige Verknüpfung der somatischen Erfahrungen, die man auf den Gebieten der vasomotorischen, trophischen, endokrinen Störungen gemacht hat, mit psychologisch-charakterologischen Sonderzügen bedeutet ihm jedenfalls nicht mehr einen seltsamen Nebenbefund, sondern eine wichtige Grundtatsache, die nur der systematischen Einordnung in unsere Terminologie bedarf. So gelangt er zu Erwägungen über „das Temperament" und entschließt sich, diesen alten, reichlich belasteten und mißbrauchten Terminus als Inbegriff jener körperlichen Grundlage anzunehmen. Aber er braucht alsbald einen neuen Begriff, der noch drastischer am Körper haftet und das eindeutig zur Schau trägt, den sogenannten „Biotonus". So formuliert er: „Der individuelle ‚Spiegel' des Biotonus bestimmt das habituelle

Temperament." Da auf solche Weise eine unbekannte, unanschauliche und schwer meßbare Größe, das Temperament, auf eine noch weniger bekannte, anschauliche oder meßbare Größe zurückgeführt wird, wie das ein leidiger Brauch der Naturforscher ist, so stellt sich alsbald noch ein weiterer Begriff auf dem Wege des somatischen Denkens ein: „Turgor". Und Ewald definiert weiter: „Es sind die somatischen Grundlagen für Temperament und Charakter an sich in der Tat fast die gleichen; nur daß der Quantitätsfaktor des Turgors oder Biotonus das Temperament, der Qualitätsfaktor der ‚Konstruktion' aber den Charakter bestimmt." Eine Analyse des Gedankenganges, den ein solcher Satz enthält, würde sogleich deutlich machen, warum Ewald mit seinem Vorhaben nicht zu klaren Resultaten durchdringen kann — er verfängt sich in Scheinerklärungen, weil er ein Problem, das die leibseelische Einheit der Person betrifft, also nur der Erscheinungsforschung zugänglich ist, mit den Begriffen der Kausalforschung anzusetzen sucht, die hierbei nur eine Hilfsrolle zu spielen vermag, aber sogleich den Weg versperrt und Scheinprobleme erzeugt, wenn ihre Begriffe den Vorrang erhalten. Wird „die somatische Grundlage" als etwas für sich Bestehendes gedacht, so daß „Temperament" und „Charakter" durch diese oder jene Züge an ihr quasi „erzeugt" sind, so werden Temperament und Charakter eben unrettbar auch als etwas für sich Bestehendes gedacht — und nur dann kann man sagen, sie hätten „fast die gleichen somatischen Grundlagen"! Erst wer sich alle derartigen Reste eines atomistischen Denkens nicht nur verboten (das haben viele), sondern wirklich abgewöhnt hat, kann sich die Bahn freimachen zu gültiger Beschreibung leibseelischer Tatbestände. In unserm Fall würde das etwa so lauten: wenn ich am leibseelischen System der Person jene Faktoren, die ich quantitativ als Grade von Spannungen usf. messen kann, zusammenfasse als Temperament, so habe ich hiermit nur einen Teil des Sachverhalts bezeichnet. Das Ganze erst, einschließlich der qualitativ unterscheidbaren Züge und der Struktur, macht den Charakter (im biologischen Sinne!) aus.

Weder ein Turgor noch ein Biotonus — vorausgesetzt, daß dieser Begriff hinreichend definierbar wäre — „bestimmt" also etwas, was er nicht selbst schon ist. Oder: in einem biologisch oder physiologisch weitgehend objektiv beobachtbaren Sachverhalt erscheint, was ich hinsichtlich des ganzen Individuums Charakter nenne. Da die Zuordnung von „somatisch" und „psychisch" isolierbaren Zügen nur sehr selten durchführbar ist, weil es nach beiden Seiten nichts

Atomistisch-Elementhaftes gibt, so kann der Ertrag an exakten Tatsachen auf diesem Gebiet nur gering sein. Noch schärfer zugespitzt: die begriffliche Darstellung eines vitalen Vorgangs am Individuum wird der gegebenen Wirklichkeit um so besser gerecht werden, je weniger exakte Tatsachen im Sinne der Physik sie angibt und je vorsichtiger sie mit der Knüpfung von Kausalbeziehungen ist. Ewalds Arbeiten — ich betone nochmals, daß ich sie in der Richtung des Forschens zu den wertvollsten zählen muß — sind in bezug auf ein Hauptmotiv meiner ganzen Kritik an der heutigen Charakterforschung lehrreich: aus Mangel an Denkformen, die seinen Befunden und Synthese-Versuchen gewachsen wären, rennt er sich fest. Aber kritischer als Kretschmer gesteht er sich und dem Leser ein, was er nicht weiß; und gerade deshalb wird seine Sache weiterführbar sein, sobald nur erst die Grundbegriffe sich geklärt haben werden.

Von Hoffmanns erbbiologischen Arbeiten sprachen wir schon. Ob sein ekklektischer Orientierungsversuch unter mehreren gänzlich voneinander abweichenden Systemen der Charakterologie ihn zu einem brauchbaren Ergebnis führen wird, bleibt abzuwarten. Seine erbbiologische Charakteranalyse hat uns jedenfalls schon einige recht handliche Begriffe herausgearbeitet, vor allem die sogenannte „Strukturverschiebung" innerhalb einer Entwicklung: jedermann kennt Menschen, die in einer gewissen Phase ihres Lebens, am häufigsten in der Pubertät und im Klimakterium, eine so tiefgreifende Wandlung der Gesamtpersönlichkeit durchmachen, daß man sich nur schwer mit den üblichen Erklärungsversuchen zufrieden geben kann. Strukturgenetische Studien von Hoffmann zeigen nun in manchen derartigen Fällen auf überzeugende Weise, daß man solche Phasenwechsel auf Anlagekontraste in der Erbmasse zurückführen könne. Dadurch ließe sich in der Tat das Vorherrschen ganz verschiedener Haupttendenzen in wechselnden Phasen besser als bisher verstehen. Nur müßten allerdings die „Erbeinheiten" glaubhaft abzugrenzen sein.

Es wird gesagt, Kronfeld habe in seiner Psychotherapie unter anderem auch ein System der Charakterkunde gegeben. Ich habe in dem betreffenden Abschnitt eine gepflegte methodologische Vorerwägung gefunden über das, was man denken und was andrerseits man zu denken vermeiden müsse, wenn man willens sei, eine Charakterkunde zu schaffen, hingegen keine bemerkenswerte Umsetzung solcher Vorerwägungen in die Tat. Auch in seinem Vortrag von 1928 „Fragestellungen und Methoden der Charaktero-

logie" entdecke ich nichts anderes. Eine der wenigen definitorisch greifbaren Äußerungen lautet: „Charakter ist doch nichts anderes als eben der Inbegriff der Gesetze der seelischen Reaktivität, sofern sie das Wesen des Menschen bestimmen. Die Fassade der Gegebenheiten muß durch eine entwicklungsmäßige und dispositionelle Aufklärung im Sinne erklärender Gesetzmäßigkeit unterbaut werden. Solche genetische Dynamisierung führt wirklich zu gesicherten charakterologischen Befunden." Soweit ich das verstehe, ist damit gemeint, daß man sich bei Freud und Adler Rat darüber holen solle, wie Charakterkunde zu treiben sei. Ich habe in diesem Bericht und auch früher schon nachgewiesen, daß den beiden genannten Psychotherapeuten ganz wesentlich daran gelegen ist, den Sachverhalt Charakter möglichst weitgehend aufzulösen. Freud tat dies eben durch „genetische Dynamisierung", indem er das Individuum konsequent als Resultat persönlicher Triebschicksale hinstellt. Adler, indem er unter Leugnung jeder keimplasmatischen Eigenart den sogenannten Charakter als rein reaktive Zufallsbildung auffaßt, die man bewußt durch Einüben erwünschter Attitüden ummodeln könne. Wenn Kronfeld mit seiner methodischen und philosophischen Bildung dennoch solche Programmsätze aufstellt, so verrät er, daß ihm keineswegs am Ausbau einer Charakterkunde gelegen ist; dazu stimmt seine Unsicherheit und Sperrung gegen die vorhandenen grundlegenden Arbeiten zur Charakterologie. Von Ziehens sachlich-methodischem Überblick war schon ausführlich die Rede.

c) Medizinisch-biologische Methoden.

Auf den Gebieten der medizinischen Konstitutionsforschung geht es in den letzten Jahren so überaus lebhaft zu, daß wir uns hier auf ganz wenige Hinweise beschränken müssen, die mehr als Wegleitung zum wichtigsten Schrifttum aufzufassen sind, nicht aber zu den praktischen und theoretischen Ergebnissen und Hypothesen, die größtenteils Übergangshypothesen sind. Wenn schon unter den Psychiatern nur wenige Forscher zu finden sind, deren Begriffssprache zu brauchbarer Ordnung der Befunde unter dem Gesichtspunkte einer Psychologie der Persönlichkeit taugt, so gehört eine derartige Fähigkeit unter den reinen Medizinern zu den allergrößten Seltenheiten. Wo Interesse und einige Kenntnis psychologischer Grundbegriffe vorhanden ist, da darf man heute noch in neun von zehn Fällen damit rechnen, daß Wundts physiologische Psychologie die Basis dafür abgibt — und das be-

deutet eine fast unüberbrückbare Kluft, über die hinüber man sich sehr schwer verständigen kann. Dazu mögen einige wenige Mediziner kommen, die aus dem Umkreise von Freud ein paar Gesichtspunkte für die Beurteilung von Neurosen kennengelernt haben, meistens ohne das Fremdkörpergefühl gegenüber einer so wesensverschiedenen Denkweise schon verloren zu haben. Prüft man mit etwas kritischer Sachlichkeit das Niveau solcher Gelegenheitsausflüge ins Gebiet der Psychologie und Psychopathologie, so muß man zu dem Ergebnis gelangen, daß es angesichts des Mangels an einer biologisch fundierten Psychologie im Augenblick für den Mediziner erheblich besser ist, sich gar nicht um uns Psychologen zu kümmern, als sich in Dilettanten-Abenteuer zu stürzen. Ich möchte diese radikale Formulierung als Ergebnis einer 12jährigen Umschau nachdrücklichst unterstreichen; meine „Psychotherapie", zumal das letzte Kapitel, bringt ausführliche Begründungen dafür bei. Die einzige Möglichkeit, dem Arzte der Zukunft aus den tiefen und auf lange Zeit hinaus wichtigen Erkenntnissen der neuen Psychologie das Wichtigste mitzugeben, damit er nicht aus dem geistigen Kontakt mit seiner Klientel kommt, bestünde darin, daß der Unterricht zumal in der inneren Medizin sich auf natürliche Weise durchtränkte mit soviel gesunder biozentrischer Wirklichkeitskunde, wie in der abgetragenen Hülle von positivistischen Begriffskonstruktionen irgend Platz hat. Jedenfalls zeige man dem heranwachsenden Arzt die Sache so gewichtig und schwierig wie sie ist, nicht nur in einer verkindlichten Form, wie sie etwa Adler zurechtgestutzt hat. Und man biete nicht mehr, als der Studierende sich einorganisieren kann, ohne die Sicherheit des wissenschaftlich-medizinischen wie des praktisch-ärztlichen Denkens zu gefährden. Das Ziel ist: reifes Arzttum, nicht Modespiel mit Seelsorgerei.

Der Seitenblick auf das schwierige Tagesproblem „Arzt und praktische Psychologie" war notwendig, weil man gewöhnlich erst daraus die tiefe Bedeutsamkeit des medizinisch-biologischen Zugangs zur Psychologie der Persönlichkeit begreift. Denn daß die Einfügung einer Psychologie, die gar keine Berührungspunkte mit dem medizinischen Denken hat, ganz unsinnig wäre, braucht kaum eigens betont zu werden. Und da erhebt sich sogleich die Frage, ob etwa die Medizin selbst in wesentlichen Punkten umzulernen und sich Sachverhalte einzuorganisieren habe, die dann ohne weiteres den Anschluß an eine kluge praktische Psychologie herstellen würden. Das scheint mir allerdings der Fall zu sein, und in den

wenigen glücklichen Versuchen, die in dieser Richtung unternommen wurden, sehe ich mehr weitblickenden und zukunftsträchtigen Mut als in allen Popularisierungsbemühungen, die zugunsten ärztlicher Seelsorge unternommen werden. In diesem Sinne scheinen alle im Rahmen der inneren Medizin und Klinik ausgeführten Untersuchungen, die klares Anschauungsmaterial und einfache Methoden zur Darstellung leibseelischer Vorgänge sichern, von der größten Bedeutung. Hierher gehören als Einfachstes die Stoffwechsel-Versuche mit und ohne Hypnose (Heyer, Graefe, Hansen, Katsch u. a.), dann die von mehreren Seiten immer wieder aufgenommenen Untersuchungen, mittels deren man das Zusammenspiel der endokrinen, humoralen, vegetativen Funktionen daraufhin prüft, ob es sich für bestimmte Typen oder bestimmte Zustände auf so eindeutige Formeln bringen lasse, daß man nicht nur von hochwertigen Korrelationen, sondern womöglich von Wesenszusammenhängen sprechen kann. Die Meinungen über die Verläßlichkeit der sehr ausgedehnten vorliegenden Literatur sind recht geteilt. Berman, der so tut, als ob es bereits ein Leichtes sei, jeden Einzelnen durch seine „endokrine Drüsenformel" zu charakterisieren, steht mit seinem Optimismus wohl fast allein.

Eine gewisse Ernüchterung hat sich nach mehrjährigem heftigem Enthusiasmus in der Frage der endokrinen Konstitutionstypen eingestellt. Wenn der affektive labile basedowoide Typus, den man bereits lange unterschieden hatte, in dem gehemmten, stumpfen tetanoiden Typus ein anschauliches Gegenstück bekommen hat, wodurch sich zahlreiche Funktionen sehr drastisch in ihren äußersten Gegensätzen studieren lassen, so ist doch mit diesen B-Typen und T-Typen zu viel Wesens gemacht worden, ebenso wie mit der „eidetischen Anlage", von deren Studium aus die Brüder Jaensch zu ihrer Typologie gelangt sind (vgl. S. 88 ff.). So erfreulich es ist, wenn im Gegensatz zu der hurtigen Problemspielerei, die heute vielfach üblich ist, einmal von einem Einzelbefund aus in langjähriger systematischer Arbeit alle ausdenkbaren Konsequenzen verfolgt werden, so muß man doch erwarten, daß mit der Zeit jeder Einzelbefund sich wieder einem Gesamtbild einordne und nicht gleichsam auf eigene Faust wuchere.

Aus sicherer und elastischer Erfassung eines häufigen leibseelischen Befundes ist v. Bergmann die wahrscheinlich haltbare glückliche Prägung des sogenannten „vegetativ Stigmatisierten" gelungen. Damit ist ein Typus gemeint, der eine recht charakte-

ristische Überempfindlichkeit der meisten Funktionen zeigt, die dem vegetativen System direkt unterstehen — und eine entsprechende seelische Labilität. Ob sich neben diesem Typus, den v. Bergmann jetzt lieber den thyreotischen nennt, noch ein anderer ebenso deutlich kennzeichnen und abgrenzen läßt, ist zweifelhaft. Einstweilen wird es sich darum handeln, das außerordentlich vielspältige Gebiet der „Regulationen" (vegetative, endokrine, humorale) von der Zwangsherrschaft unzulänglicher Begriffe zu erlösen. In den letzten Jahren bemerkt man eine konvergente Bewegung sowohl in der Physiologie wie in der Biologie und der klinischen Medizin, die man unter das Schlagwort stellen kann: los vom nur atomistisch-mechanistischen Denken, vor allem von der Fiktion des alten Reflexschemas und hin zu einer funktionalen Physiologie, die keine Angst mehr hat vor den Begriffen, die außerhalb der Laboratorien die geistige Welt beherrschen: den psychologisch-anthropologischen. Jeder einzelne klinische Forscher, der sich in diesem Sinne wieder natürlich zu bewegen wagt (v. Krehl, v. Bergmann, v. Weizsäcker, Goldstein, Katsch, Hansen, Kroetz u. a.), hat ersichtlich noch mit dem Unwillen des größeren Teils der Fachgenossen in der inneren Medizin zu kämpfen und ist in der Tat gegenüber dem an der mechanistischen Tradition Hängenden zunächst im Nachteil, weil er von der bewährten methodischen Solidität ein Stück opfern muß und nicht gleich ein ebenso verläßliches Ersatzstück einbauen kann. Aber die für den Stand der inneren Medizin maßgebenden jährlichen Wiesbadener Kongresse lassen deutlich erkennen, daß von Jahr zu Jahr die Sicherheit auf dem neueroberten Boden ein wenig zunimmt und die Richtung wenigstens klar ist — nämlich auf eine anthropologische, funktionelle und personalistische Entwicklung des Wissens vom leibseelischen Organismus.

Daß systematische Bearbeitungen des Gebietes von solchen neuen Gesichtspunkten aus noch verfrüht sind, ist wohl begreiflich. Bemühungen in dieser Richtung sind dennoch zu verzeichnen, sogar sehr umfangreiche, und zwar vorwiegend von Fr. Kraus und seiner Schule.

Soweit es möglich ist, aus den rhapsodischen Äußerungen von Fr. Kraus, zumal in seiner „Syzygiologie", einen einfachen Sinn herauszuholen, wird man seine Ordnungsversuche in Einklang mit den von mir als unentrinnbar angesehenen Grundlinien finden: es geht ihm doch offenbar ganz wesentlich um die Unterscheidung und zugleich um die Formen des Zusammenspiels zwischen der

biologischen Schicht der „vegetativen Strömung" und der „Kortikalperson", welche Spannung er in einer Fülle von Beispielen und Gleichnissen zu deuten trachtet. Freilich verhält es sich nun so, daß er durch das wuchernde Beiwerk den konstruktiv richtig angelegten Kern der Lehre fast verdeckt. Dies um so leichter, als die Sprache von Kraus begrifflich unscharf und flutend ist. Daher macht es ihm nichts aus, der Kortexperson einfach eine „Tiefenperson" gegenüberzusetzen, womit das gleiche gemeint ist wie mit dem sinnvollen passiven Begriff der „vegetativen Strömung" — während streng genommen „Person" doch ohne Ich-Zentrierung, aktives Richtungnehmen und bewußte Geistigkeit nicht wohl denkbar ist. Bei der erschreckenden Unsicherheit der Begriffsbildung, die wegen Mangels an jeglicher strengeren Denkschulung unter den deutschen Akademikern herrscht (im Gegensatz zu den französischen, ja auch den englischen zum Teil), wäre zu befürchten, daß unsere Mediziner beim Studieren der Werke von Kraus den Rest ihrer geistigen Ordnung einbüßen möchten, wenn man nicht sicher sein könnte, daß wenige nur sich an so schwere Kost wagen werden. Dennoch muß man sagen, daß der Werk-Koloß von Kraus durch seine erdrückende Unverständlichkeit einer freien Entfaltung der ärztlich-biologischen Personlehre eher im Wege steht. Wem es heute gelänge, nur das in den Arbeiten von Kraus bereitliegende Tatsachenmaterial des Wustes von unzulänglichen und wolkigen Begleitgedanken und Phantasien zu entkleiden und uns in scharf rationaler Sprache zu sagen, was davon haltbar ist, dessen Verdienst um unsere eben reifende Anthropologie und damit um ein Kernstück unsrer künftigen Kultur wäre gar nicht zu überschätzen.

Das umfangreiche vierbändige Sammelwerk „Die Biologie der Person. Ein Handbuch der allgemeinen und spezifischen Konstitutionslehre", herausgegeben von Brugsch und Lewy, vereinigt der Absicht nach das gesamte heutige Wissen, das die menschliche Person betrifft, aber rein als Sammelmaterial und Problemdarstellung. Es wird kaum ein wichtiger Sachverhalt fehlen, der in der Literatur der letzten 10 Jahre behandelt worden ist, mit einer Ausnahme: Klages kommt außer in dem Kapitel über Graphologie im ganzen Werk nicht ein einziges Mal zur Diskussion, obwohl alle theoretischen Fragen der Charakterkunde, des Aufbaus der Persönlichkeit usf. in mehreren Abschnitten ausführlich behandelt werden. Für den Kenner der geistigen Tendenzen in den lezten Jahrzehnten ist dies nicht verwunderlich, sondern bestätigt auf erwünschte Weise, daß es sich hier um den monu-

mentalsten Beitrag zu einem Kapitel handelt, das ich noch einmal gründlicher in Angriff nehmen werde, als ich es schon getan habe (in dem Buche „Um die Persönlichkeit"): wissenschaftliche Objektivität als Deckmantel für weltanschauliche oder kulturpolitische Tendenzen und Gruppeninteressen. In seiner Kombination von ungeheurem Material an Tatsachen, Statistiken, Literatur mit ganz überwiegend formalistischer Spekulation über die entscheidenden Probleme des Aufbaus der menschlichen Person, zeigt das Sammelwerk auf völlig typische Weise jene Grundtendenz, für deren kulturelle Gefährlichkeit man heute blind zu sein scheint: der gesunde Sinn für die Hauptsachen, für eine Hierarchie, eine natürliche Gliederung des Wißbaren, wird erstickt in einem unorganischen Gemenge von Massenmaterial und Dialektik.

d) Zugänge von seiten praktischer Seelenführung.

Zur Jugendpsychologie wie zur Pädagogik sind in diesen Berichten Sonderhefte erschienen, die auch die charakterologische Seite naturgemäß in Betracht ziehen. Ich darf mich daher ganz kurz fassen. Dazu gibt aber auch die augenblickliche Lage der Pädagogik selbst allen Anlaß: seit dem Kriege verdecken die außerordentlich vielseitigen praktischen Bemühungen um eine neue Technik und Theorie der Erziehung in recht unbehaglicher Weise die untergründige Krise, die das Gesicht der Zeit verzerrt und auf allen Gebieten in Symptomen zutage tritt, die man immer wieder zu flach versteht, wenn man sie als Krise auf dem Spezialgebiet isoliert betrachtet. In der Pädagogik aber zeigt sich deutlicher als irgendwo sonst, daß es zutiefst um eine „Vertrauenskrise" geht, kurz gesagt. Im Namen und zu Ehren welcher Macht, auf welches Ziel hin erziehen wir? Ich habe diese Frage in einem Vortrag unter dem (mir von außen vorgeschriebenen) Titel: „Das Problem der Führung und die Psychoanalyse" (1928) aufzuweisen und von irreführenden Scheinlösungen zu befreien versucht.

Soviel ich sehe, wird die Entwicklung über folgende Umwege auf den Boden der biozentrischen Charakterkunde gelangen und sich von dort wichtige Klärungen holen, indem sie ihrerseits wertvolle spezielle Beiträge und Erfahrungen mitbringt: nach gründlicher Durchprobierung aller typologischen Systeme wird eine Ernüchterung eintreten, wenn man über die Grenzen der Ergiebigkeit dieser anregenden Forschungs- und Denkweise ins Reine gekommen

ist. Die „objektive Registrierung" der Begabungen und einiger auffallender Charakterzüge mittels Test-Untersuchungen wird dabei in kluger Kombination mit freier Beobachtung wie auch für bestimmt veranlagte Lehrer in schematischer Form immer ihren Reiz behalten.

Ferner wird aus den für wiederum andere Lehrertypen höchst anregenden genetischen Erklärungssystemen für Charakterzüge (nach Freud, Jung oder Adler) ein gewisser Bestand an einfachen handlichen Begriffen in das feste Rüstzeug jedes Erziehers eingehen. Und dann? — wird danach einfach parteipolitisch entschieden werden, was sein soll und was nicht? Das Ideal des mechanistisch denkenden Massemenschen als einziges Ziel? — oder aus machtpolitischen Gründen mit einem kleinen Glanzlicht von religiösem Sozialismus oder römischer Caritas darauf? Das wäre schlimm; denn dann hätte die Charakterkunde nichts weiter zu hoffen. Sollte jedoch das Unwahrscheinliche eintreten, daß man, der tagespolitischen Verhetzung müde, auf unser Kulturerbe sich besänne, so würde auch das erzieherische Denken jene Hierarchie der Werte wieder gewinnen, die uns ein Goethe vorgelebt, ein Nietzsche vorgedacht hat und für die uns der einzige Denker heute, der diese Überlieferung fortsetzt, schon das Begriffsrüstzeug an die Hand gegeben hat. Einstweilen steht das Barometer auf „Massemensch" und unsre Bildungsstätten wissen sich nach der Konjunktur zu richten. —

Für eine Systematik der Charakterkunde haben wir aus der Pädagogik sehr viel zu lernen und werden jedesmal froh sein, wenn ein Lehrer im Hinblick darauf genaue Beobachtungen beibringt. In den letzten Jahren kommt das öfters vor und die pädagogische Psychologie geht auch gelegentlich schon auf Charaktere statt auf Typen aus: so unter anderen Tumlirz und Petersen.

e) Rein charakterologische Methode.

Die Erscheinungsforschung von Klages wird ausführlich unter den „Gesamtbildern" dargestellt. Von Pfänders Entwurf sprachen wir schon (S. 5). Andere Forscher, die hier anzureihen wären, sind mir nicht begegnet.

Hier muß ein Wort über die Methoden der Ausdruckspsychologie im allgemeinen gesagt werden, obwohl dieses Thema bereits gestreift wurde und anläßlich der Kritik der Typologien (S. 92) noch

ausführlich abgehandelt werden muß. Der streng kritische Standpunkt von Klages, nach dem einer statischen Physiognomik, d. h. Deutung der ruhenden Form, des Körperbaus, der Gesichtszüge oder gar des Schädelbaus nur eine äußerst dürftige und in keiner Weise wissenschaftlich zu stützende Rolle zukommt, wird heute immer noch nicht in seiner grundsätzlichen Wichtigkeit bemerkt. Klages anerkennt als wichtigstes Material für Ausdrucksforschung nur die dynamische Physiognomik, die Bewegung des Individuums und wiederum in erster Linie die eigentliche „willkürbare" Motorik, die mit Hilfe der quergestreiften Muskulatur erfolgt, in zweiter Linie erst die nicht willkürlich beeinflußbare, dem vegetativen Nervensystem unterstehende Innenbewegung der Organe, die den Physiologen beschäftigen.

Behält man diesen Grundsatz im Auge, so wird man leicht verstehen, warum der Schreibbewegung und ihrem Niederschlag, der Handschrift, unter den ausdruckshaltigen Funktionen eine Vorzugsstellung gebührt. Einmal nämlich findet sich hier die Bewegung im Entstehungszustande sogleich auch fixiert; sodann werden alle persönlichen Charakterzüge aufs genaueste registriert durch die Abweichungen der Federführung vom Modell, d. i. der Schulvorlage. Diese Abweichungen aber kehren nun in jedem Schriftstück derselben Person innerhalb einer bald größeren, bald geringeren Schwankungsbreite wieder; weshalb wir ja die Menschen an ihren Handschriften ebenso sicher erkennen wie an den Gesichtern. Die überaus vielgliedrige Mannigfaltigkeit jedes persönlichen Schriftbildes läßt von vornherein Schematisierungen und Typisierungen aussichtslos erscheinen und zwingt den Forscher zur größten Vertiefung in den Einzelfall: das ist der Hauptgrund, weswegen für Klages die systematische Durcharbeitung der zahllosen Varietäten persönlicher Schreibausübung und deren Zurückführung auf allgemeine Ausdrucksprinzipien die Pforte zum Gesamtgebiet der Charakterkunde wurde.

Nachdem aber einmal Prinzipien des Ausdrucks gefunden waren, ergab sich naturgemäß, daß ihnen auch der persönliche Gang untersteht, die Haltung, Mimik, Sprechweise usw., teilweise bis hinein in die vegetative Unterschicht. Der monumentale Satz: „Der Leib ist die Erscheinung der Seele" hat im Zusammenhange dieses Systems nicht so sehr die Bedeutung einer metaphysischen Überzeugung als einer methodologischen Kompaßnadel, mit deren

Hilfe Charakterzüge gefunden werden und großenteils schon gefunden sind.

Wesentlich zur Funktionsphysiognomik gehören die Gesichtszüge, weil sie vorwiegend durch gewohnheitsmäßige Bewegungen der Gesichtsmuskulatur entstehen. Zwischen der Bewegungsphysiognomik und der Organphysiognomik ungefähr mitteninne steht die Physiognomik der Hand, deren Innenlinien, Oberflächenfestigkeit und Formenumrisse teilweise angelegt sind, teilweise aber gemodelt werden durch den Gebrauch, den jemand von seinen Händen macht. Daß dabei auch die Berufe mitwirken, wie etwa Schreiber oder Schmied, braucht kaum betont zu werden. — Soviel vorerst von den Methoden, die im Dienste „reiner Charakterologie" an der Spitze stehen.

Kapitel V.

Gesamtbilder vom Menschen:

Natürliche Systeme und konstruktive Schemata.

a) Bahnsen.

Bahnsen soll hier wenigstens flüchtig gestreift werden, weil wir uns durch Kenntnis seiner auch heute noch ansehnlichen Leistung die Beurteilung tagesmodischer Scheinleistungen erleichtern. Seine Hauptwerke erscheinen soeben neu bei J. A. Barth. Kritische Würdigungen seines Werkes haben Klages (1899) und G. Lehmann (1930) veröffentlicht. Sonst findet man außer bloßen Namensnennungen gewöhnlich seinen Versuch zur Erneuerung der Temperamentenlehre erwähnt; oder auch sein gutes Schema für den Verlauf der seelischen Vorgänge nach Spontaneität — Rezeptivität — Impressionabilität — Reagibilität in leichter Abänderung zu einer psychiatrischen Charakterlehre ausgebaut wie in Kretschmers solidester Arbeit: „Der sensitive Beziehungswahn" 1918. Dort heißen die vier Phasen Eindrucksfähigkeit, Retentionsfähigkeit, intrapsychische Aktivität und Leistungsfähigkeit. Mit Recht vermeidet Kretschmer die Gefahr, der Bahnsen erlegen ist, durch Einsetzen eines Größenmaßstabes für jede einzelne Phase zwei Extreme (+ und —) zu fixieren, woraus dann 16 Temperamentsvarianten hervorgehen würden. Freilich muß gesagt werden, daß Bahnsen als sicherer Empiriker doch nur vier dieser Varianten wichtig und eines Namens würdig findet:

Spontaneität	stark	Rezeptivität	rasch	= cholerisch
Impressionabilität	flach	Reagibilität	flüchtig	= sanguinisch
Rezeptivität	langsam	Reagibilität	nachhaltig	= phlegmatisch
Spontaneität	schwach	Impressionabilität	tief	= anämatisch

Das ist immerhin wohl die beste Ordnung, die aus dem alten Temperamentenschema zu gewinnen wäre, vor allem deshalb, weil in natürlicher Weise die Neigung zu melancholischer Stimmung aus der Temperamententafel ausgeschieden wird. Das Gegenteil wäre Neigung zu heiteren Stimmungen und Affekten — diese aber kommt unter den Temperamenten nicht vor; und in der Tat sind beide nicht als „Verlaufseigenschaft des Erlebens" (wie Klages den Begriff des Temperaments umschreibt) zu kennzeichnen, sondern „als spezifische Gefühlsanlage zur Artung des Charakters gehörig". Ebenso aber ist „cholerisch" als Temperamentsname nicht zu halten, wie Klages (Grdl. d. Char., S. 102) nachweist, um dann seine „Lehre von den Elementen der Funktionsanlagen, sofern sie in Ablaufseigenschaften der Erlebnisse wirksam werden", an die Stelle der alten Temperamentenlehre zu setzen. Brauchbarer wäre das Begriffspaar gewesen, mit dem Bahnsen nach dem Beispiel seines verehrten Lehrers Schopenhauer gern „das durchgängige Vorwalten einer entweder mehr gehobenen oder mehr gedrückten Gemütsverfassung" (Klages) bezeichnete: Eukolos und Dyskolos. Die Analysen einzelner Tätigkeiten oder Interessen, die Bahnsen an Hand seiner Temperamentsbegriffe durchgeführt, verdienen, daß wir sie bewundern und an ihnen lernen.

b) Klages.

Eine ausführliche Darstellung des Systems der Charakterologie von Klages würde den Umfang der vorliegenden ganzen Arbeit überschreiten. Wenn man vielfach noch die Meinung vertreten findet, es handle sich da um ein eigenwillig-konstruktives Begriffsgebäude, das für seinen Erbauer und ein paar ihm nahestehende Kenner ganz andere Reize habe als für die übrige, Gott sei Dank anders orientierte Menschheit, so ist das durchaus verständlich. Denn nicht nur die Methoden, sondern auch die Begriffe und Wertmaßstäbe von Klages weichen vom Brauch der Psychologie um 1900 radikal ab, stehen hingegen in engster Beziehung zu der großen Tradition unserer klassischen und romantischen Vergangenheit wie aller kulturerfüllter Zeiten und machen obendrein Ernst mit den

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

tiefen Einsichten in die Natur des Menschen, die uns Friedrich Nietzsche geschenkt hat. Diese Haltung war zu ungewöhnlich, als daß sie nicht hätte befremden müssen. In den letzten Jahren ändert sich das allmählich, und zwar ist das verläßlichste Symptom für eine gesunde Entwicklung darin zu erblicken, daß auf allen Forschungsgebieten, die den Menschen betreffen, eine konvergente Bewegung spürbar und im Schrifttum nachweisbar ist, die in Richtung auf die von Klages angelegte „Wirklichkeitslehre vom Menschen" hin verläuft. Auch regen sich gleichläufige Tendenzen in fremdsprachigen Ländern, obwohl erst neuerdings das charakterologische Hauptwerk von Klages englisch und französisch erschienen ist.[4])

Die Eigenart der Lehre von Klages habe ich vor einigen Jahren durch den Namen „Reine Charakterologie" gekennzeichnet und dadurch lebhaften Widerspruch bei einigen Psychologen hervorgerufen, die ihr Interesse dem bis dahin fast ausschließlich von Klages bearbeiteten Gebiet gerade kürzlich erst zugewandt hatten. Es gibt aber gute Gründe genug, die Bezeichnung „Reine Charakterologie" für das System und die Methodik von Klages beizubehalten. Erstens fehlt hier wirklich jegliche Nebenabsicht auf erwünschte soziale, pädagogische, ethische u. ä. Ziele, jede freundliche Aussicht auf Wandlung oder gar Erlösung dadurch, daß man sich erkennend oder glaubend an dies Werk bindet — wie das im Umkreise der Psychoanalyse unvermeidlich ist. Mit einer nicht zu überbietenden Radikalität wird einem einzigen Ziele gedient: der Findung der Wahrheit, das heißt im Abschnitt der Charakterologie also der Wahrheit vom Menschen, die in einer unbefangenen Wirklichkeitslehre aus allen Schichten seiner Existenz zu ziehen und kritisch zu sichern ist. Zweitens betreibt Klages in seiner Charakterkunde nicht „Anwendung" der Ergebnisse anderer Forschungsgebiete, um daraus vielleicht einmal einer neuen Wissenschaft der Zukunft den Weg zu bereiten, sondern er stellt genau wie jeder schöpferische Forscher und Denker der Geistesgeschichte ein bislang nicht gesehenes Bild der Wirklichkeit hin.

[4]) Soeben erscheint ein Buch des angesehenen französischen Kulturphilosophen E. Seillière: De la Déesse Nature à la Déesse Vie (Paris, Alcan 1931), das sich im wesentlichen (auf über 200 Seiten) mit der Lehre von Klages auseinandersetzt. Daß ein katholischer Royalist und stolzer Vertreter der lateinischen Ratio nicht einer Meinung mit Klages ist, versteht sich; aber wichtiger ist, daß der Verfasser das Ausmaß und Gewicht der geistigen Leistung erkennt und sich den Verpflichtungen nicht entzieht, die solche Einsicht mit sich bringt.

Man hat es zunächst als ein ganz persönlich gesehenes Bild hinzustellen versucht; man kann das nicht mehr, nachdem es sich 30 Jahre später als dasjenige Bild bewährt und erwiesen hat, auf das heute die geistige Gesamtentwicklung hindrängt. Das bezeugen viele neuere Arbeiten, die sich mit Klages beschäftigen (Hansen, Seifert, Heinemann, Kunz), nicht minder aber solche Arbeiten, die von andrer Seite her auf die Fragen stoßen, die Klages seit langer Zeit gestellt und großenteils beantwortet hat. Insbesondere seine Charakterkunde wird über kurz oder lang einem großen Kreise urteilsfähiger Menschen in jeden Persönlichkeitsaufbau so sicheren Einblick gewähren, daß ihnen Unredlichkeiten in Gesinnung und Tat nicht länger verborgen bleiben können. Gerade das aber muß als Bewährungsprobe einer „reinen Charakterologie" gefordert werden, daß sie jede Seelenmaskerade zu durchschauen befähigt; und nur in diesem Sinne eignet ihr dann auch ein Ethos: unbekümmert um die Selbsttäuschungsinteressen der Person soll sie einzig und allein der Wahrheit dienen.

Drittens würde für die Berechtigung des Terminus „reine Charakterologie" noch sprechen, daß man sie gerade wegen ihrer klaren Autonomie unter den Wissenschaften vom Menschen auf den verschiedensten praktischen und theoretischen Gebieten „anwenden" kann. Ihr Begriffswerkzeug nämlich greift vielfach tiefer in die zu erforschenden Sachverhalte und bringt mehr Wirkliches ans Licht, als das eigene Fachwerkzeug der betreffenden Gebiete — sei es Medizin, Pädagogik, Rechtsprechung, Geschichte oder was immer. Alle derartigen „Wissenschaften vom Menschen" brauchen eine Grundwissenschaft, die nur diesem ihrem Gegenstande, der verläßlichen Kenntnis menschlicher Charaktere mit allen Spielarten samt den Gesetzen des Aufbaus und der dynamischen Entfaltung gewidmet ist, ohne durch irgendwelche Nebeninteressen abgelenkt und dadurch unfrei zu sein. Dieser Forderung wird das System der Charakterkunde von Klages gerecht. Man darf nur nicht weltanschauliche Stützen für jede beliebige soziale Interessengemeinschaft darin suchen, die zufällig in Ansehen steht, noch eine Anleitung, wie man sein Selbstwertgefühl heben könnte.

Ich versuche die Hauptumrisse des von Klages gezeichneten Aufbaus der Persönlichkeit anzudeuten:

Der Schlüsselsatz, wie schon ausgeführt wurde, lautet: „Der Leib ist die Erscheinung der Seele, die Seele der Sinn des lebendigen Leibes." Auf ihm beruht das „Grundgesetz des Ausdrucks", das Klages bereits 1905 veröffentlicht hat, und mit ihm ist prin-

zipiell das Problem gelöst, das seit etwa einem Jahrhundert vergebens umworben wurde: das Problem der Fremdseelenfindung. Denn mit dem Satze, daß der Charakter zur Erscheinung komme, ist gesagt, daß alles Lebendige in Anschauungsdaten sich ausdrücke und folglich aus ihnen erkannt werden könne. Die Fähigkeit zu solchem Erkennen ist an und für sich ein vitaler Sachverhalt, der nicht nur dem Menschen, sondern weitgehend auch dem Tiere eignet und ungefähr dem entspricht, was schon das Altertum allgemein als συμπαθειν zu kennzeichnen suchte. Das Individuum wird durch die Eindrücke, die es von ausdruckshaltigen Anschauungsbildern empfängt, zur Teilnahme an den Seelenvorgängen seiner Mitwesen veranlaßt. Indem wir uns dann auf unsre sympathetischen Erlebnisinhalte besinnen, gelangen wir zur Wesenserkenntnis in engerer Bedeutung. Erfahrung, Analogieschluß und sonstige Notbrücken des Intellektualismus tragen nicht über das Problem hinweg. Nur das Prinzip der Teilhabe vermag das. Indem nun nicht mehr nach den Ursachen der Ausdruckserscheinungen, sondern nach ihrem seelischen Gehalt gefragt wird, ist ein ganz neues Feld für die Erforschung der Lebensäußerungen abgesteckt und zugleich einer dafür geeigneten Methodik der Weg bereitet.

Es ist zuletzt nur eine andre Formel für den nämlichen Tatbestand, wenn Klages Leib und Seele die Pole der Lebenseinheit nennt. Gleichwohl dürfte uns erst an der Hand des Polaritätsgedankens die außerordentliche Bedeutung dieser Grundanschauung recht zum Bewußtsein kommen. Sind Leib und Seele Pole, so stehen zueinander im Verhältnis der Polarität auch Seele und Seelenerscheinung. Damit aber ist eine wissenschaftliche Formel für einen Gedanken gefunden, mit dessen Hilfe Goethe samt den tiefsten Denkern der Romantik das Verhältnis der Organismen zueinander zu deuten unternahm. Alle natürlichen Beziehungen des Individuums zur Welt beruhen auf polaren Zusammenhängen des Organismus mit seinen Triebkomplementen. Und wäre nun, wie es die frühe Renaissancephilosophie wollte, der Mensch ein „Mikrokosmos", so trüge er in sich selbst den Stoff zum Verständnis schließlich jeder fremdseelischen Regung.

Um freilich solche Schlüsselsätze wissenschaftlich fruchtbar zu machen, muß man sich der weiteren Wendung erinnern, die oben schon angezeigt wurde: nicht die Formen der Organe sind der zunächst zugängliche Deutungsgegenstand, sondern ihre Bewegungsarten. „Unsere Auffassung fremder Charaktere beruht auf der

Physiognomik nicht der Organe des Menschen, sondern der Funktionen seiner Organe, das Wort in weitester Bedeutung genommen." Wer das nicht beachtet, wird nie aus dem Umkreise Lavaterscher Phantasien herausgelangen, dabei um so mehr freilich das breitere Publikum stets auf seiner Seite haben.

Es ist an dieser Stelle nicht möglich, die Fäden aufzuzeigen, die von den Ausdruckstatsachen zu der ungemein großen Mannigfaltigkeit seelischer Anlagen führen, welche nachzuweisen und zueinander in Beziehung zu setzen gerade dem Ausdrucksforscher in Klages gelungen ist. Es mag genügen, in engem Anschluß an die Terminologie von Klages seine Hauptgruppierungen in ihrem gegenseitigen Verhältnis kenntlich zu machen. — Die Bestandsaufnahme wird zunächst von allen sonstigen Eigenschaften die Fähigkeiten oder Begabungen absondern, und zwar unter dem Gesichtspunkt, daß an ihnen zumal die Größe oder Menge interessiert. Klages faßt sie mit dem Begriff des Stoffes oder der Materie des Charakters zusammen. — Wir gelangen zu einer zweiten Zone des Charakters durch Zergliederung dessen, was die alte Temperamentenlehre herauszustellen versuchte. Klages zeigt, daß es dabei in Wahrheit auf die persönliche Erregbarkeit des Gefühls wie auch des Willens abgesehen war und daß diese auf dem Verhältnis zwischen persönlicher Antriebsstärke und Widerstandsgröße beruht. Die dahingehörigen Eigenschaften faßt er zusammen mit dem Begriff des Gefüges oder der Struktur des Charakters. — Praktisch wichtiger als beide Gruppen ist die dritte: die der Richtungsanlagen oder Triebfedern, die sowohl als persönliche Gefühlsbeschaffenheiten wie auch als persönliche Willenstendenzen dargestellt werden können und deshalb zur Artung oder Qualität des Charakters gehören. — Die drei Hauptzonen werden zum Gesamtbild vervollständigt durch Berücksichtigung der Einheitlichkeit und Uneinheitlichkeit des Charakters (Eigenschaften des Aufbaus oder der Tektonik), ferner der Gewohnheiten des Betragens und somit der Haltung (Aspekt des Charakters).

Wer sich nun etwa die Sache nur obenhin ansähe, käme vielleicht zu einer wunderlichen Verkennung des Ganzen. Es könnte ihm scheinen, als werde hier mittelst einer Art Seelenchemie das Individuum in „Elemente" zerlegt. In der Tat ist dem fleißigen Roback, der von annähernd 500 Autoren berichtet und über einige Dutzend (darunter recht gleichgültige) ausführliche Referate bringt, dies Mißgeschick begegnet: ihm erscheinen die Übersichtstafeln, mit

denen Klages die reichste Fülle von Einzelzügen vor Augen stellt, als „Taubenlöcher" für verdinglichte Eigenschaften. Damit gibt er an Stelle dieser Charakterkunde ein Zerrbild, das deren Methoden und Ergebnisse geradezu ins Gegenteil verkehrt. Denn, was bei Klages irgend an Eigenschaften vorkommt, wird aus tieflotenden Prinzipien der Seelenkunde entwickelt und hat seinen notwendigen „Ort" in einem Gesamtbild, das an Umfänglichkeit und Großartigkeit von keinem mir bekannten Darstellungsversuch erreicht wird. Man erläutert das am raschesten am System der Triebfedern.

Klages zeigt, daß die verschiedensten Strebensrichtungen sich herleiten lassen aus dem von Fall zu Fall wechselnden Übergewicht einer von nur zwei Haupttendenzen, deren innere Gegensätzlichkeit das Wesen des begeisteten Organismus oder mit andern Worten des geschichtlichen Menschen bestimmt: der Tendenz zur Selbsthingebung und der Gegentendenz zur Selbstbehauptung. Daraus folgt das wichtige Prinzip der Doppeldeutigkeit alles menschlichen Verhaltens (nicht zu verwechseln mit der neuerdings beliebten „Ambivalenz"!). Nehmen wir etwa die „Liebe zur Sache", so haben wir es offenbar mit einer Form der Hingebung, und zwar des Geistes der Person an den Gegenstand zu tun oder kürzer mit einer Spielart des Begeisterungsvermögens. Davon kann unter anderem „Sachlichkeit" eine Folge sein. Aber der Sachlichkeit allein läßt sich das nicht ansehen. Sie kann nämlich ebensogut dem „Willen zur Denkbarmachung der Welt" entspringen und spricht dann gerade von der Tendenz zur Behauptung zwar nicht der Person, wohl aber des Geistes der Person, kürzer von geistiger Selbstbehauptung oder „theoretischer Vernünftigkeit". In einer Ausdrucksweise, die manchem vielleicht vertrauter klingt, würde das heißen: erkennt man jemandem in bezug auf einen geistigen Gegenstand Sachlichkeit zu (im Gegensatz zu willkürlichem Umspringen, Denken und Ausnutzen aus persönlichen Motiven), so kann diese Sachlichkeit immer noch zwiefacher Herkunft sein, je nachdem sie die Sachlichkeit des im Innersten frommen Menschen oder des typischen Verstandesmenschen ist. Im religiösen Sinne stände hinter ihr die Selbsthingebung ihres Trägers an einen Wert, der den Wert des Ich weit überragt, nenne man ihn nun die Welt, das Leben, Gott. Im rationalistischen Sinne aber erhöbe sich gerade umgekehrt der Glaube an den überragenden Wert eines Ich, das sich der Welt gegenüber zu behaupten hat, über jenen Drang zur Selbsthingebung.

Und damit wäre in Taten, Gedanken und Werken, die der Erhöhung des Ich dienen, der Abfall des Einzelnen vom Lebensgrunde, von Gott, vollzogen.

Wer dies nicht begreift, wird des Einblicks in jene großartige Aufbauordnung vom Kosmos durch alle Schichten des Erdlebens bis zur äußersten geistigen Differenzierung im hochgezüchteten isolierten Einzelnen verlustig gehen, aus deren Anschauung heraus K l a g e s mit traumwandlerischer Sicherheit sein Menschenbild erst als Ganzes „hatte", ehe er in jahrzehntelanger Bemühung Stück um Stück soweit wie möglich auch mit den unzulänglichen Mitteln der rationalen Sprache zeichnete und sicherte. Alle Versuche mit Begriffspaaren wie Individuum und Gemeinschaft, Einzelner und Kollektivwesen, Subjekt und Objekt, Introversion und Extraversion usf. treffen nur einen engen Ausschnitt aus dem Gesamtbild und überwerten diesen bis ins Groteske. Gerade dadurch aber verstellt man sich die Aussicht auf das Ganze.

Das Schicksal der „Individuation" oder der Entwicklung zur ich-zentrierten Persönlichkeit begreift unentrinnbar in sich einerseits die Beziehungen zum bergenden Lebensgrunde, den nur der Hochmut eines Denkautomaten als „Chaos" verleumden kann — und andrerseits die sensationell spannende Entwicklung vorwärts, mit dem ich-zentrierten Wachbewußtsein eine Errungenschaft auf die andre häufend, und nach klar gefügten Willenszwecken das Ich gegen „die Welt" behauptend als autonomen Wert. Es versteht sich, daß beim vollen Sieg dieser Richtung schließlich der Hochmut und das Machtgefühl des Einzelnen sich nur dadurch noch steigern kann, daß er die Rückwärtsbettung in den bergenden Raum des Lebensgrundes herabwertet und verhöhnt. Dann sind wir beim Europäer von 1900 angelangt — oder auch schon bei den beiden Karrikaturen seines Größenwahns: der bolschewistischen und der amerikanistischen.

Erst wenn die angedeutete Urspannung gesehen wird, die bei der Wendung des Individuationsprozesses ins Geistige anhebt und von da an unentrinnbar bis in die äußerste Differenzierung von Geist und Willen fortwirkt, weitet sich der Blickraum um die menschliche Person und ermöglicht die weiteste Übersicht. Dann freilich erträgt man nicht mehr die kurzsichtigen Teilansichten, die ohne Beziehung zum Gesamtbild aus Privatwinkeln aufgenommen sind und uns absonderliche perspektivische Verkürzungen als „objektive Befunde" aufreden wollen. Für die beiden Ur-Richtungen des Lebensdranges, die in jedem Individuum dauernd gegen-

einander wirken, aber in zahllosen Abstufungen zu jeweils charakteristischen mehr oder weniger labilen Dauerspannungen sich läutern können, gibt es eine ganze Reihe von Bezeichnungen, die sich einigermaßen zur Deckung bringen lassen. Klages nannte z. B. das anonyme Reich des Lebensgrundes im Gegensatz zum persönlichen Ich-Punkte „das Es" und verdeutlichte diese knappe, sehr glückliche Formulierung durch eine Zeichnung (1910). Der Es-Seite entsprechen etwa: Gefühl, Pathos, „Herz", weiblich-mütterlich, Gebären, mythenbildende Schöpferkraft, Symbolik usf.; der Ich-Seite hingegen: Wille, Intellekt, „Kopf", männlich-aktiv, Zeugen, Beherrschen, technisches Streben, Rationalität usf. Die in den letzten Jahren sich einbürgernde Unterscheidung eines urtümlichen Homo divinans von einem mehr „modernen" Homo faber zielt auf denselben Urgegensatz ab.

Viele weltanschauliche und konstitutionelle Feinde von Klages haben ihr wissenschaftliches Gewissen neuerdings dadurch beruhigt, daß sie sich gegen die Geist-Leben-Metaphysik in Harnisch redeten oder sie auch mit der Miene hoher geistiger Überlegenheit durch einige ironische Sätze vor sich selbst und ihrem urteilslosen Publikum zu „widerlegen" vorgaben. Derartige Ablenkungsmanöver sind durchaus verständlich, man sollte sich nur nicht dadurch täuschen lassen. Wie ich soeben dargetan habe, läßt sich von den Hauptzügen der Charakterlehre des Psychologen und Sachforschers Klages — erst recht, wenn man die strenge Empirie seiner Schriftdeutung hinzunimmt — ein erkennbares Bild entwerfen, ohne daß man den Geist-Leben-Dualismus oder gar die von leidenschaftlicher Parteinahme für die Lebensseite diktierten Wertungen des Philosophen und Metaphysikers hereinzieht. Der Vollständigkeit halber seien hier jedoch die Hauptstellen des Systems kenntlich gemacht, an denen jener Dualismus eine unersetzliche Rolle spielt. Dabei mag nochmals vorausgeschickt werden, was man gegenüber leichtsinnigen oder böswilligen Entstellern der seit über 20 Jahren vorliegenden Lehre von Klages immer wieder als Neuigkeit mitteilen muß: daß er weder zum Lobe der Dummheit noch zur Empfehlung alberner Wichtigtuerei mit dem völlig entbehrlichen Modebegriff „Intuition", noch zu irgendeinem anderen Ausweichen vor strenger geistiger Arbeit den „Widersacher der Seele" mit dem alten bedeutungsbelasteten Worte Geist benannt hat. Und daß ferner dieser Geist, der ebenso-

gut X heißen könnte, keineswegs mit dem sogenannten Intellekt oder gar der Intelligenz gleichzusetzen ist, sondern in erster Linie für das Phänomen des Wollens, genauer für das Setzen und Erstreben von Zielen verantwortlich gemacht wird, die zwar dem Interesse des Menschen dienen, mit dem Lebens g a n z e n aber nicht mehr verbunden sind.

Hierauf beruht die grundwichtige Unterscheidung der Triebfedern oder I n t e r e s s e n von den animalischen T r i e b e n. Jene gehören der Ichseite des Menschen an, diese der Esseite. Man sieht, die Tatsachen zwingen zu dieser Unterscheidung. Der animalische Triebvorgang reicht nicht aus als Modell für das bewußte Wollen, das jederzeit unterbrochen und in den Dienst ferner und immer fernerer Ziele gestellt werden kann. Das am weitesten von den Denkgewohnheiten des positivistischen Zeitalters abweichende Stück der Anthropologie von K l a g e s ist die Deutung, die er vom Seelenzustand des vorgeschichtlichen Menschen entwirft — des Menschen also, der a l l e wichtigen Erfindungen machte, die später vom geschichtlichen Menschen nur noch ausgebaut wurden: Feuer, Werkzeug, Abbildekunst, Sprache, Schmuck und Mythos. An dieser Stelle wenigstens wird auch der zäheste Vertreter eines stets erklärungsbereiten Rationalismus zögern, seine „Erklärungsmittel" anzubieten, sondern einmal eingestehen, daß vor den wesentlichen E r e i g n i s s e n der Tier- wie Menschengeschichte der Dünkel der Ratio mit einem „Ignoramus" zu verstummen hat. Nun, die unerschütterliche Ehrfurcht vor dem Ereignis der Menschwerdung und der einmaligen gewaltigen Schöpferleistungen, die damit verbunden waren — das ist die Grundhaltung zur Menschenwelt, in der K l a g e s verharrt und aus der heraus er nur auf der Seite des aus sich bewegten und in vollendeten Gestalten sich auszeugenden kosmischen Lebens die großen Werte, auf der vom Menschen „gemachten" Seite hingegen die relativen, fragwürdigen Werte anzuerkennen vermag. Eine in tieferem Sinne religiöse Grundhaltung ist mir in der Gegenwart nicht sichtbar geworden. Es berührt sympathisch, daß von seiten eines philosophisch wissenden Katholizismus diese Tatsache bemerkt wird — man begegnet dem streitbaren Heiden mit der größten Achtung, w e i l man in seiner Metaphysik die religiöse Position im Unterschied von den herrschenden liberalistischen Spiegelfechtereien anerkennen muß, obgleich man natürlich in der kirchlichen Lehre vom Menschen die Wertakzente umgekehrt setzt wie K l a g e s. Beschämend genug für die „freie" Wissenschaft.

Ob wir nun aber den Lebensgrund aufsuchen mögen in der Verhaltungsweise und den schöpferischen Hinterlassenschaften des vorgeschichtlichen Menschen oder in den sogenannten Instinkten der Tiere oder endlich in denjenigen Trieben, die auch dem geschichtlichen Menschen eignen, wir finden den Zugang zu ihm nur mit Hilfe der Lehre von der „Wirklichkeit der Bilder". Den bisher wichtigsten Aufriß dieser Theorie bietet Klages im 8. Kapitel seiner „Grundlagen der Charakterkunde", und zwar sogleich mit jener höchst bedeutsamen Anwendung, nach der das Kapitel benannt ist: „Vom Charakter der Hysterie." In der Tat zeigt es sich seit kurzem, daß der zunächst unverstandene Begriff fruchtbar zu werden beginnt für die Physiologie der Nervenvorgänge. Nachdem Hansen auf der Hamburger Naturforscher- und Ärzte-Versammlung 1928 in dem großen Referat über „Die psychische Beeinflussung des vegetativen Nervensystems im Lichte der Physiologie und Klinik" nachdrücklich darauf hingewiesen hatte, daß ein Verständnis gewisser neurotischer Störungen erst mit Hilfe der Bilder-Theorie von Klages möglich sei, hat er kürzlich die Argumente dafür in einer Darstellung von „Neurasthenie, Neurose, Hysterie" noch vermehrt. Zugleich haben v. Weizsäcker und Stein den Begriff des „Erregungsbildes" für die Beschreibung von Nervenvorgängen eingeführt und drängen damit das mechanistische Schema Reiz-Reaktion zurück. Sie berufen sich auf M. Palágyi, der bekanntlich der einzige zeitgenössische Philosoph war, mit dem Klages in nahem Kontakt stand, weil er mit wesentlichen Teilen seiner Lehre übereinstimmte — auch Palágyi ist kennzeichnenderweise bis heute von der älteren Forschergeneration beinahe einstimmig abgelehnt worden. Goldstein und Gelb gelangen beim Abschluß ihrer langjährigen hochbedeutsamen Forschungen über die psychologische Umstellung von Hirnverletzten, das Wieder-ganz-werden ihrer Defektwelt und die Folgen, die daraus für sämtliche leibseelischen wie geistigen Funktionen sich ergeben, zu nah verwandten Deutungen. Wer die heutige Gesamtlage der Wissenschaften vom Menschen, zumal der biologisch arbeitenden, mit dem Stand von 1920 vergleicht, muß gestehen, daß manches für die wissenschaftstheoretische Wendung spricht, die ich jahrelang vergebens sichtbar zu machen bemüht war.[5])

[5]) Soeben (April 31) bringt der erste Tag des Kongresses für innere Medizin in Wiesbaden eine höchst erwünschte Bestätigung des oben Gesagten in Vorträgen von v. Bergmann, Goldstein, v. Weizsäcker, Buytendijk, Stein, Achelis u. a.

c) McDougall.

Nachdem ich annähernd alles durchgeprüft habe, was in Richtung auf eine Psychologie der Person unternommen worden ist, muß ich gestehen, daß ich nur einen einzigen Entwurf außer dem von Klages gesehen habe, der die Umrisse und den Aufbau des Menschenbildes so wirklichkeitsgemäß und so wenig entstellt durch Schranken der Privatperson des Autors trifft, daß man die Erzeugung einer traditionsfähigen Lehre von ihm erwarten könnte: das ist der in verschiedenen Werken seit 1908 verstreute Entwurf von William McDougall. Dieser Entwurf ist weder so weit und tief noch so vollständig wie der von Klages (an dem nur die Trieblehre nicht ausgeführt ist) — aber er ist zum Unterschied von allen anderen Systemen von einer gesunden biozentrisch orientierten Anschauung des Gesamtproblems „Mensch in der Welt" bestimmt und nur wenig von formalistischen Theorien angekränkelt. Die zunächst bedeutender erscheinenden und seit über 30 Jahren in der ganzen Welt diskutierten Systeme von Janet und von Freud müssen aus sogleich zu erörternden Gründen zurückstehen, weil sie begrifflich überspitzt sind. Dabei sei stilempfindlichen Kritikern im voraus ein Zugeständnis gemacht: es fehlt McDougall etwas von der begrifflichen Präzision, die wir bei Janet, Klages und mit einigen Einschränkungen auch bei Freud finden. Er beobachtet und denkt anschaulich, geht aber mit der Sprache etwas nachlässig um, wo es sich nicht gerade um die Hauptdefinitionen handelt; er ist weitschweifig und mitteilsam, ohne jenen Ehrgeiz mancher neuerer Schulen, den in Maß und Zahl erscheinenden Exaktheitsidealen das Recht von Urteil, Denken und Weitblick zu opfern — das heißt, er ist in einem guten Sinne unzeitgemäß. Ja, er scheut sich nicht einmal, von moralischen Forderungen zu reden, und zwar in einer klugen weltoffenen Art, die am ehesten dem französischen Gebrauch von „Moral" entspricht: Maxime des Handelns, die sich bei jedem reifen Menschen herausbildet, der nicht gerade nihilistische Tendenzen verfolgt. Trotz der genannten Vorbehalte also scheint mir folgendes ernsthaftester Beachtung und Verarbeitung wert zu sein:

Der erste Umriß zu McDougalls Persönlichkeitsbild steckt in seiner „Sozialpsychologie" (1908), und zwar in einigen aus dem Studium der „Instinkte" gewonnenen Leitgedanken, die sich erst im Laufe der Zeit als tragfähig für eine Theorie vom „Aufbau des Charakters" erwiesen — so lautet ein zur 21. Auflage 1928 hinzu-

gefügtes Ergänzungskapitel. Als eigenwillige und aus vielseitigem Erfahrungsmaterial schöpfende Forschernatur liebt McDougall die systematische Darstellung der vom Schulgebrauch abgegrenzten Gebiete nicht sehr, sondern stellt sich in der Mehrzahl seiner Werke auf bestimmte Sonderaspekte ein. Die übersichtlichste Darstellung seiner Theorie des Charakters findet sich nicht in dem Buche „Charakter and the Conduct of Life", sondern in den Schlußkapiteln der „Psychopathologie funktioneller Störungen", verkürzte deutsche Ausgabe von H. Prinzhorn (1931).

Die Tragfähigkeit einer Theorie pflegt sich im ersten Ansatz unverkennbar anzukünden. Der Aberglaube, daß man im Gebiete der Wissenschaften vom Menschen durch Anhäufen von Material, Ausprobieren von Teiltheorien und nach folgendem Angliedern von Ergänzungs-, Ersatz- und Ausgleichstheorien schließlich zu einer gültigen und haltbaren Gesamttheorie fortschreiten könne, wird nicht nur durch die konstruktiven Abenteuer im Bereiche der Psychoanalyse ad absurdum geführt! — McDougall begann mit einem besseren Ansatz: es gelang ihm, jene vitale Wirklichkeit wieder in eins zu sehen, die durch den Rationalismus von Descartes auseinandergerissen worden war, die Leib-Seele-Einheit, obgleich dies in der englischen Sprache dadurch besonders erschwert ist, daß mit dem Worte „Mind" das Gesamtgebiet der seelischen Vorgänge wie der geistigen Akte bezeichnet wird. Nachdem ihm die völlige Unfruchtbarkeit sowohl des psychophysischen Parallelismus wie der Wechselwirkungstheorie aufgegangen war, hat er das heute erst in der schulmäßigen Biologie, Medizin und Psychologie aktuell werdende Problem nicht mehr aus dem Auge verloren und alle späteren Erfahrungen von vornherein unter dem Leitgedanken bearbeitet, daß man die vital gegebene Einheit der leibseelischen Person nicht rationalen Denkgewohnheiten zuliebe auseinanderreißen dürfe. So hat er es schon seit Jahren dahin gebracht, jene hoffnungslos fehlgreifende Redeweise zu überwinden, die bis auf ganz wenige Ausnahmen noch heute unsere medizinisch-biologische Terminologie beherrscht: es wirke „etwas Seelisches" auf einen „eigentlich" physiologischen Vorgang, der in sich kausal geschlossen sei.

In der ungewöhnlichen Souveränität, mit der McDougall dieses Kernproblem jeder künftigen Psychologie behandelt und praktisch meistert, bekundet sich zugleich die glückliche Mischung seiner Vorstudien, die sich auf ärztlich-physiologisches (Sherrington), psychologisch-philosophisches und ethnologisches Gebiet er-

streckten. Gewiß hat der intime Umgang mit den primitiven Stämmen im Innern von Borneo (die er gemeinsam mit Hose gründlich erforschte und sehr sorgsam schilderte) ihm die Gewinnung seiner einheitlichen Denkmethodik erleichtert und ihm den Blick für die Tatsachen einer naturnahen Lebensweise geöffnet, die dem Laboratoriumspsychologen so leicht entgehen.

Als Hauptprinzip der inzwischen allseitig ausgebauten Psychologie von McDougall ist die immanente Zielstrebigkeit jedes vitalen Vorgangs anzusehen, die er eine Zeitlang gern als „konative" Tendenz, neuerdings lieber als „hormische" bezeichnet. Ja, er ist kürzlich dazu übergegangen, seine Psychologie zum Unterschied von der im englisch-amerikanischen Sprachgebiet heute vorherrschenden Richtung eines mechanistischen Behaviorismus die „hormische Psychologie" zu nennen und hat dies in einem Anhang zur letzten (22.) Ausgabe seiner „Introduction to Social Psychology" ausführlich begründet.

Es ist, methodisch gedacht, ein natürliches Ergebnis der richtigen Grundanschauung von der leibseelischen Einheit, daß aus der Instinktlehre der „Sozialpsychologie" ein Hauptgedanke für die künftige Charakterologie herauswuchs: nämlich der Gedanke, es müsse jedem klar unterscheidbaren „Instinkt" (dem Erklärungsprinzip für das physiologische Verhalten von Tieren und Menschen) wesensmäßig eine ebensoweit unterscheidbare primäre Emotion, Wallung (oder auch Gefühl im Sinne von Affekt) entsprechen. Man muß den Kritikern dieser Theorie zugestehn, daß sie auf atomistisch-mechanistischer Basis nur schwer zu erhärten ist. Aber dies ist ja eben der springende Punkt an der ganzen Psychologie von McDougall, daß er gegen die zu jener Zeit herrschenden mechanistischen Doktrinen mit unbefangener Sicherheit auftrat, obwohl er der schwierigen Situation methodisch nicht ganz gewachsen war. Wenn er auch mit aller Entschiedenheit behauptet, „daß jede Definition einer instinktiven Handlung, welche nicht auf ihre psychische Seite Wert legt, für praktische Zwecke nutzlos und, weil irreführend, ärger als nutzlos" sei, so ist er dennoch anfänglich gebunden durch die um 1910 geltenden physiologischen Grundbegriffe und vermag sich damals z. B. noch nicht von der Überschätzung des Reflexschemas zu befreien. Immerhin hat er auch diese Befreiung, um die mancher heute kämpft, vor einer Reihe von Jahren vollzogen und sich gegen Pawlows Terminus „bedingte Reflexe" gewandt, weil es sich bei diesen durchaus um Gesamtreaktionen des Organismus handle.

Zu den primären Emotionen, die in einfachen instinktiven Impulsen zum Ausdruck gelangen, rechnet McDougall: Furcht (Fluchtinstinkt), Ekel (Abwehr), Staunen (Neugier), Zorn (Kampfinstinkt), Selbstgefühl (Selbstbehauptungs-Instinkt), negatives Selbstgefühl (Unterwerfungs-Instinkt), Fürsorglichkeit (elterlicher Pflegeinstinkt); nicht aber Sympathie, Suggestion, Nachahmung und dergleichen — dies sind vielmehr anders strukturierte Übertragungs- oder Mitteilungsvorgänge. Von vornherein rechnet er damit, daß von jedem Organ aus auf humoralem oder nervösem Wege nicht nur „körperliche Störungen durch Veränderung chemischer Produkte bewirkt werden, welche, wenn sie aus den kranken Geweben ausgeschieden werden und durch den Blutkreislauf das Nervensystem erreichen, seine Prozesse chemisch abändern", sondern ebenso natürlich erscheint es ihm auch, daß „jedes Körperorgan auf diesem mittelbaren Weg einen Einfluß auf unser Seelenleben ausübt und daß das Temperament weitgehend die Resultierende aus all diesen vielen beteiligten chemischen Einflüssen ist". Heute noch scheint bei uns das Aussprechen eines solchen Satzes vielen Naturwissenschaftlern Unbehagen zu bereiten, obwohl doch genügend Forschungsresultate ihn stützen.

Bedeutsamer als die Instinktlehre wird für die Charakterkunde die Unterscheidung von Gefühlen (emotions) und Gesinnungen (sentiments), die zwar von A. T. Shand schon grundsätzlich angelegt worden war, aber von McDougall mit klarem Weitblick als Hauptbegriff für den Aufbau des Charakters systematisiert wurde. Während Gefühle gleichsam nur die Forderungen der ihnen entsprechenden Instinkte ausdrücken und keine festen Einstellungen und Interessen auf das Leben als Ganzes haben, bilden sich im Verlaufe der individuellen Reifung gewisse Reaktionsstrukturen heraus, die als mehr oder minder dauernde Dispositionen wirken, also bestimmte Erlebnisse schon vorbereiten und dem Individuum dadurch eine gewisse Beständigkeit sichern — eben den Charakter. „Eine Gesinnung ist eine dauernde Struktur innerhalb der Gesamtstruktur der Seele oder der geistigen Organisation, während die Emotion eine vorübergehende Phase oder besser: einen Aspekt einer Phase im seelischen Geschehen darstellt". —

„Durch systematische Organisation der Gefühlsanlagen zu Gesinnungen wird es möglich, die unmittelbaren Wallungen der Gefühle willensmäßig zu lenken." Hier treten höchst erwünschte Be-

ziehungen zu den interessantesten Begriffsgegensätzen heraus, die wir im System von Klages hervorhoben: erstens zu dem Gegensatz von Trieben und Interessen, zweitens zu dem von einem unpersönlich-anonymen „Es" der Gefühlserlebnisse (Hingabe, Lösung), und dem willentlich gerichteten Zweckdenken des „Ich" (Selbstbehauptung). Während Klages aber Triebe und Interessen als wesensverschiedene Gegenspieler zeichnet, versucht McDougall von den aus unbewußten Vorgängen auf Instinkte und Triebe zurückweisenden Wallungen zunächst Gesinnungen „sich bilden" zu lassen, wofür man immerhin schon ein Bildungsprinzip braucht; und dann werden die so geformten Gesinnungen auch noch „willensmäßig" gelenkt, wofür wiederum ein Prinzip erforderlich ist. McDougall bedient sich des Begriffs der Integration für beide Prinzipien, beschränkt sich also auf die rein formale Aussage, es erscheine in jeder noch so vielschichtigen Verhaltungsweise immer nur eine Variation aus dem gleichen einheitlichen Grundbestande des Individuums. Nun hat er damit gewiß einen ansehnlichen Vorsprung vor jeder Art von additivem Denken und bekundet zugleich eine natürliche Ehrfurcht vor dem rational nicht „erklärbaren". Reichtum der lebendigen Integrationsmöglichkeiten. Allein damit ist uns nicht über die große Denkschwierigkeit hinweggeholfen, daß wir das Aktionszentrum des Integrationsprinzips ganz auf sich beruhen lassen sollen.

McDougall bietet uns jedoch noch ein anderes und diesmal ein hierarchisches Prinzip an, das den Aufbau des Charakters, seine (relative) Harmonie trotz relativer Unabhängigkeit mancher Gesinnungs-Integrationen kennzeichnen soll. Es bilde sich nämlich normalerweise in den Erfahrungen des heranwachsenden Menschen eine Hauptgesinnung heraus, die auf niederem Niveau etwa als Tendenz (Liebe) zum Wohlstand, zur Macht oder zum Ruhm erscheine, worin man eine unvollkommene Form des Selbstwertgefühls erblicken müsse. Natürlich sind Konflikte (z. B. zwischen Liebe zum Lernen und Liebe zum Wohlstand) möglich. „Das einzige Gefühl, das die Funktion, alle andern Gefühle zu beherrschen und miteinander in Einklang zu bringen, wirklich ausüben kann, ist das Selbstwertgefühl in Gestalt selbstbewußter Hingabe an ein Charakterideal. Ein solches Gefühl verdankt seine eigentümliche Kraft zwei Besonderheiten, in bezug auf die es einzig dasteht. Erstens: es kann in alle Konflikte

Adlers Leitlinie

zwischen anderen Gefühlen ein bestimmendes, entscheidendes, beherrschendes Motiv hineintragen. Zweitens: dies Gefühl ist der Ausdehnung auf alle geliebten Objekte fähig, d. h. es kann sich mit allen anderen Gefühlen von Liebe und Haß, von Neigung und Abneigung verschmelzen oder sie innerhalb seines eigenen Systems integrieren, so z. B. wenn ein Mann sich mit seinem Kinde, seiner Familie oder seinem Vaterlande identifiziert oder zu fühlen lernt, daß die Freunde und Feinde seines Vaterlandes seine eigenen Freunde und Feinde sind." Die Entwicklung zur Reife vollendet sich mit einem bestimmten Ziel, „dessen Wert man für den höchsten hält, und dem man alle anderen als minder dringlich und wertvoll unterordnet. Von derartigen Hauptzielen ist das echteste und wirksamste das, eine autonome Persönlichkeit zu sein, ein Charakter, der imstande ist, jene Richtung des Verhaltens zu wählen und einzuhalten, die der Vernunft als die beste erscheint".

So viel wird aus dieser Skizze hervorgehen, daß die Theorie von McDougall mehrere schätzenswerte Vorzüge vor andern Theorien besitzt. Sie setzt an bei den einfachsten organischen Bewegungsvorgängen, stellt die Einheit der leibseelischen Wirklichkeit von der Amöbe bis zum Menschen her, ohne irgendeine gewaltsame Konstruktion zu machen. Und schließlich findet sie eine ansprechende Formulierung für die natürliche Hierarchie der Strebungen, die uns beim reifen Menschen begegnet, wobei vor allem die richtige Akzentsetzung auf das Selbstwertgefühl als Hauptgesinnung zu beachten ist — damit tritt er in den Lichtkegel von Nietzsches tiefer Seelendeutung. — Zwei schwache Stellen fallen besonders auf: der nur formale Begriff der Integration führt weder vom unbewußten Lebensvorgang zu den bewußt geformten Gesinnungen, noch vom Tier zum Menschen, noch vom Geschehen zum Willensakt und zur Hierarchie des Charakters in ganz befriedigender Weise. Dabei muß jedoch zugegeben werden, daß er wenigstens kein Problem auf ein falsches Geleise schiebt. Unbefriedigend ist zweitens die Theorie des Willens. Dieser wird eben mittels Integration aus Begehren abgeleitet — allerdings fehlt es auch nicht an Erwägungen, die beinahe auf andere und meines Erachtens richtigere Spuren führen: „Wir können das Wollen also als die Unterstützung oder Verstärkung eines Begehrens oder einer Bestrebung durch das Mitwirken eines innerhalb des Systems der Selbsteinschätzung erzeugten Impulses definieren." Was aber könnte ein derartiger Impuls, der „innerhalb des Systems der Selbstein-

schätzung" erzeugt wird, wohl anders sein als ein Akt, der eben auf solche Lebewesen beschränkt sein muß, die ein Selbst einzuschätzen vermögen — nämlich auf Menschen. Daß Willensakte nie „für sich", abgesehen vom leibseelischen Individuum und seiner Triebschicht, vorkommen, sondern lediglich richtend und insbesondere hemmend jene überlagern, hat Klages auf das gründlichste dargetan.

Am wichtigsten scheint mir zu sein, daß innerhalb des Systems von McDougall zwar vieles nicht überzeugend ausgebaut, dafür aber nur weniges ganz verbaut ist. Und man findet in seinen Werken einen ansehnlichen Schatz an interessanten Analysen und vortrefflichen Einzelheiten aller Art.

d) Janet.

Pierre Janet ist repräsentativ für die beste Tradition der französischen Psychologie — das heißt für die Mischung von äußerst anschaulicher und reicher Einzelschilderung mit unerbittlich skeptischem Rationalismus der Deutung und überscharfer logischer Definition jedes Begriffes. Er hat 1889 in seinem bekannten Buche „L'automatisme psychologique" einen etwas mageren, aber jedenfalls sehr suggestiv wirkenden Begriffsrahmen für den Aufbau der Persönlichkeit gegeben. Nach fast 40jähriger intensiver Einzelarbeit hat er erst 1929 seine Vorlesungen „L'évolution psychologique de la personnalité" veröffentlicht — eine sehr abgeklärte Gesamtschau des riesigen Problemgebietes, weniger ein Lehrbuch als eine materialgesättigte Reihe geistreicher Essais zur Bekämpfung des Aberglaubens in der Psychologie und zur Beförderung des gesunden Menschenverstandes, der scharfen Beobachtung und der Skepsis. Es ist besonders bemerkenswert, wird aber meist übersehen, daß gerade die Vereinigung von intimster Lebensnähe des Sachberichts und präziser Begriffsbildung mit wenigen strengen konstruktiven Leitbegriffen die Tugend des wissenschaftlichen Psychologen ist. Janet wird immer ein drastisches Beispiel dafür sein, daß die Gültigkeit richtiger Befunde auch durch unzulängliche Begriffe nicht gefährdet wird, wenn man diese nur streng folgerichtig verwendet und gegen deren dialektischen Mißbrauch durch Lebendigkeit und Reichtum der Anschauung geschützt ist. Er hat nie die sensualistischen und intellektualistischen Denkformen ganz abgelegt, die im französischen Positivismus von jeher herrschten, hat aber trotzdem früh die Bedeutung von Maine de Biran bemerkt und auch Bergson in kluger Weise berücksichtigt. Dem französischen Ratio-

nalismus eignet eben meistens ein sozusagen kompensatorischer Zug, der ihn für den in der französischen Tradition ein wenig heimischen Leser erträglicher macht: er ist durchblutet von Sinnlichkeit und im Grunde, trotz doktrinärer Neigungen und Vorurteile infolge einer bereits überzüchteten Präzision der Denkmechanik, äußerst empfänglich für jede Tönung menschlichen Seins. Eine bessere Entwöhnungskur für unser Laster des Denkens in vagen Allgemeinheiten gibt es nicht als ein williges Eintauchen in solchen gesunden Rationalismus.

Überragende Forscher und Denker wird man stets mit einer kurzen Formel kennzeichnen können, die den Schlüssel zu ihrer Weltwirkung, aber auch in nüchtern-methodischem Sinne zur inneren Geschichte ihres Werkes gibt. Für Janet war dies der Begriff der „Psychogenie", den er von seinem Lehrer Charcot übernahm und als Leitmotiv über sein Lebenswerk setzte. Die paradoxe Tatsache, daß er die „seelischen Entstehungsursachen für körperliche Erscheinungen" in einer mechanistischen Sprache zu einem System der Persönlichkeitspsychologie ausbaute, erklärt alle Schwierigkeiten, die sich dem Verständnis für sein Werk bei uns entgegensetzten.

Wir brauchen uns bei dem Begriff des Automatismus, mittels dessen Janet die Tatsachen „seelischer Verursachung" zunächst zu erklären suchte, nicht aufzuhalten. In seinen späteren Werken spricht er von „Tendenzen", die zum Teil dem Körper von Geburt an eingeprägt seien, zum Teil „im Laufe des Lebens erworben werden, denn die Ausführung jeder Handlung hinterläßt eine Disposition zu ihrer Wiederholung, d. h. eine neue Tendenz. Unser Verhalten ist das Resultat des komplizierten Wirkens vieler Tendenzen, die dauernd neu gestaltet und gewandelt werden.... Jede Tendenz scheint der Behälter einer gewissen Kraftmenge zu sein entsprechend der Komplexität und Bedeutung der Handlung, die sie bestimmt.... Seit vielen Jahren häufe ich Protokolle, um nachzuweisen, daß jede Tendenz, selbst die leiseste und kleinste, eine gewisse „Ladung" besitzt, ohne die es unmöglich wäre, die Einflüsse zu verstehen, durch die sie in Funktion gesetzt wird, oder die Erregung, die man durch Hemmung jeder Tendenz hervorrufen kann". Da er jedoch Tendenzen als eine Art von mechanischem Reflex ansieht und Instinkte als angeborene Reflextendenzen oder „Dispositionen, eine Reihe von bestimmten Bewegungen in bestimmter Anordnung auszuführen infolge eines gewissen Reizes an einem peripheren

Punkte des Körpers", so ist es nicht verwunderlich, daß er zu einer traditionsfähigen Systematik seiner reichen Erfahrungen nicht gelangen konnte, sondern trotz aller differenzierten Psychologie der Einzelperson den Materialisten die Stellung stärkte. So hat er sich auch recht lebhaft für den „Behaviorismus" erklärt, nicht nur in der weiten Form, mit der McDougall programmatisch die Umstellung der leer gewordenen Assoziationspsychologie auf eine „Psychologie des Verhaltens" betrieben hat, sondern in der dogmatisch-engen Form, die später John B. Watson seinem rein mechanistischen Behaviorismus gegeben hat. „Wir werden eines Tages Geistesstörungen einzig und allein mit Hilfe der Begriffe der Handlung und des Benehmens beschreiben. Die Psychologie des Verhaltens, die schon für das Studium von Tieren so förderlich ist, sollte auch auf den Menschen angewandt werden, und man sollte selbst die höhergeordneten Phänomene vom Gesichtspunkte des Verhaltens beschreiben." Für die reiche und im Psychologischen überaus raffinierte Erfahrung eines Janet ergibt das gewiß eine reizvolle neue Nuance — für das derb-einfache und recht unfranzösische Bild, das Watson sich vom Menschen und von der Kultur macht, wird sich Janet schwerlich erwärmen können.

Auch Janet hält es für das Verständnis von handelnden Individuen für wichtig, daß man eine Hierarchie der Tendenzen aufstelle und innerhalb einer solchen Ordnung Charaktereigenschaften und pathologische Abweichungen erkennen und beschreiben könne. „Neben jenen Merkmalen, die sich auf die Menge der psychischen Kraft beziehen, muß man die nennen, welche von der hierarchischen Rangstufe der Handlungen abhängen, von ihrer psychischen Spannung. Und man muß sich klar machen, daß die Ausführung von Handlungen höherer Ordnung, seien es Überlegungsakte, seien es vollständig oder unvollständig durchgeführte Werke, leichter zu Erschöpfung und Depression führt als die Ausführung von Handlungen niederer Ordnung." Später unterscheidet er dann im Wettkampf der Tendenzen „eine primitive Überlegung, die zur Entweder-Oder-Erwägung wird, wenn es um einen Willensakt geht, zum Nachdenken, wenn es auf einen Glauben hinausläuft. Solche überlegte Willensrichtung ist enger mit der Persönlichkeit verknüpft, weil sie nicht von einem Augenblicksimpuls abhängt, sondern von dem Insgesamt der Tendenzen... Menschen mit bewußtem Willen werden fähig, einen Interessen-Kalkül anzustellen; sie haben den eigentlichen Egoismus erfunden". Auf der Suche nach

einem höchsten Motiv, das alle Tendenzen vereinigt, kommt er dann wunderlicherweise auf eine „Arbeitstendenz". „Arbeit ist eine schwierigere und seltenere Tätigkeitsart, als man glaubt. Sie kommt weder beim Tier noch beim Primitiven vor, wenn es auch den Anschein haben könnte.... Das rührt daher, daß Arbeit und Anstrengung zu den Tendenzen gehören, die noch höher stehen als die Überlegung, die ich oft als rationelle oder ergetische Tendenz beschrieben habe... Von dem Fundamentalbegriff der Arbeit hängen zahlreiche psychologische Tatsachen ab: die absichtsvolle Aufmerksamkeit, die sehr verschieden ist von der spontanen, die Geduld, die dazu gehört, Erwartung, Langeweile und Müdigkeit zu ertragen, die Initiative, die Beharrlichkeit, die Einheitlichkeit der Lebensführung, der sinnvolle Zusammenhang von Handlungen und Charakterzügen — lauter Eigenschaften, die nicht nur Tugenden sind, sondern auch höhere seelische Funktionen." Daß die Arbeitstendenz die höchste in der Hierarchie sei, gehe daraus hervor, daß sie am ersten ausfalle, wenn die normale „psychologische Spannung" infolge einer Ermüdung oder einer anderen Form von Disintegration absinke.

In dem letzten großen Werk gibt Janet jedoch noch andere Umrißlinien für den Aufbau der Persönlichkeit. Als Grade der psychologischen Operationen unterscheidet er: einfache Reflexvorgänge, Wahrnehmungsvorgänge, soziale, intellektuelle Akte (des naiven und reflektierenden Glaubens), rationelle, experimentierende und schließlich Fortschrittsmaßnahmen. Diese Reihe behandelt er in drei Gruppen: 1. körperliche, 2. soziale, 3. zeitliche Persönlichkeit, und zwar unter der Hauptdefinition: „der Organismus ist fertig, wenn wir zur Welt kommen. Aber die Persönlichkeit ist nicht fertig. Auf der Einheit des Organismus geschehen unablässig sehr verwickelte konstruktive Vorgänge, bei denen Erziehung, Gesellschaft, Philosophie eine große Rolle spielen. Persönlichkeit ist kein Reflex, sondern ein konstruktives Gebilde, das wir allmählich auf der vorgegebenen metaphysischen und biologischen Basis als Überbau errichten." Die Art, wie Janet neuerdings die einfache Tatsache des „eigenen Leibes" mit seinen einfachen Reflexen, kinästhetischen inneren Gleichgewichts-Regulationen als Keimstelle der Persönlichkeit darlegt, die nun die Bewegung des Gesamtkörpers nach außen regelt, ist originell, geistreich und führt wiederum auf ein Schema, das dem von Klages

wie dem von McDougall gut entspricht — es handelt sich auch hier darum, beim Studium der Persönlichkeit systematisch den Weg von außen zu beschreiten. So diskutiert er den Unterschied von mechanischer, regelmäßiger und dagegen lebendiger, unregelmäßig wechselnder Bewegung, die Rolle der Tastempfindung, der „nachsichtigen Gefühlsbeziehung zum eigenen Leibe" usf.; um dann die Gesamtheit der Gefühlserlebnisse gegen eine spiritualistische Deutung zu verteidigen und als sekundäre körperliche Geschehnisse von regulativer Art zu kennzeichnen. „Die Persönlichkeit ist schließlich eine Art von Synthese und Abgrenzung dieses Innenlebens von den übrigen inneren Vorgängen... die sekundären Reaktionen stellen eine der wichtigen Quellen des Personlebens dar, zu der als das zweite das soziale Leben kommt." Er unterscheidet wie McDougall zwei Formen von Gefühlen: émotions-chocs (Affekte) und émotions-sentiments (etwa Gesinnungen), besteht aber darauf, daß auch der Affekt schon „ein Verhalten" sei, das heißt nicht nur auf ein Ziel gerichtet, sondern bereits zur Erreichung von Zwecken geeignet.

Zum Bewußtseinsproblem steht Janet heute, ohne sich um die unhaltbaren Definitionen Freuds noch zu kümmern, annähernd auf dem Standpunkt von Klages: „den psychologischen Tatbestand kann man definieren, ohne das Bewußtsein auch nur zu erwähnen. Der psychologische Tatbestand ist das Verhalten eines Lebewesens, und zwar der äußere, nicht der innere." Auch bei den untermenschlichen Lebewesen gibt es psychologische Tatbestände, „denn das Ausweichen bei Schmerz, die Bewegung eines Armes, um Nahrung zum Munde zu führen, Ernährung, Ausscheidung, das sind psychologische Tatsachen. Bewußtseinsphänomene aber kommen bei ihnen noch nicht vor... Bewußtsein ist eben das, was wir von uns aus hinzufügen, um unsere Handlungen zu lenken und den Organismus, der durch eine von der Außenwelt provozierte Handlung gestört wurde, zu reorganisieren". Erwähnt sei noch, daß er Wert darauf legt, an der lebendigen Bewegung den Charakter des Originalen hervorzuheben und zugleich die unmittelbare Erfassung des andern Individuums auf dem Ausdruckswege anerkennt, wobei das nachträgliche Bewußtwerden (d. h. nach vorausgehendem „Urteil") ihn besonders interessiert.

Recht mager ist begreiflicherweise, was Janet zu den sozialen Gefühlen zu sagen hat, da ihn seine Skepsis hindert, hier wie

McDougall primäre Tatsachen anzuerkennen. Aus Opposition wiederholt er sogar seine alten mechanistischen Deutungen. Viel ergiebiger sind seine Ausführungen über den Egoismus, der sich in der Regel bei geschwächten Individuen entwickle. „Ein sehr interessantes Phänomen ist der Sektenegoismus. Das ist ein Verfahren, mittels dessen man den persönlichen Egoismus verheimlicht, indem man seine Liebe zu einer Gruppe an den Tag legt, von der man selbst ein Teil ist und Vorteile bezieht."

Über den Prozeß der Individuation, den er als einen ausgeprägt sozialen Vorgang mit zahlreichen Anmerkungen über Tatauierungen, Kostüme, Zeremonien, den Akt des Grußes, Fahnen usf. schildert, den Begriff der Mächtigkeit, der stets die Zukunft einbezieht, über Formen des Glaubens, der Wandlung, der Bekehrung, der Liebe — alles mit Beziehung auf Machttendenz, und über viele andere Probleme noch gibt Janet eine Menge von klugen Gedanken zum besten, wobei er stets seine Erfahrungen mit Neurotikern als Illustration verwendet. Besonders anschaulich macht er das Zusammenspiel der öffentlichen Persönlichkeiten (personnages), der Berufstypen, das ganze dramatische Geschehen, das sich um die Konflikte des Einzelnen zwischen seiner Selbsteinschätzung, seiner Geltung bei andern und gar in der Öffentlichkeit entspinnt und in Frankreich sich noch viel unbefangener entfaltet als bei uns. Ängstlichkeit, Scheu und Geltungssucht, Unterordnung und Herrschsucht sind die Extreme, zwischen denen sich das soziale Gefüge in fester Hierarchie herstellt. Großes Interesse wendet er der Frage zu, wieso eigentlich im Vergleich mit primitiveren und mit früheren Menschen beim heutigen die Schärfe der persönlichen Ausprägung und die Absonderung der Individuen voneinander so zugenommen habe.

Sehr feine und eindringliche Erwägungen über die Rolle der Sprache, des Schweigens, des Denkens, des Geheimnisses für jene Grenze zwischen den Menschen seien eigens hervorgehoben. „Am Körper entstand einst die Person, aber sie reichte über ihn hinaus; sie war viel weiter ausgedehnt. Jetzt kehrt sie zurück — in unsern Körper, unsern Kopf, unser Gesicht verlegen wir nun unsere Person." „Der Gedanke ist ein soziales Gebilde zur Vorbereitung der Handlung" — mit ähnlichen originellen Prägungen geht Janet an die Analyse des Geistes und des Ich. „Die Persönlichkeit wird durch die Macht des Denkens regelmäßiger, konstanter... sie macht auch einen Fortschritt in bezug auf Einheitlichkeit." Daneben nennt er „das Interesse" als ein Prinzip der Vereinheit-

lichung. Über den geschichtlichen Hergang der Ich-Findung heißt es: „Am Ursprung des Lebens gibt es kein Ich und ebensowenig eine Person. Vor der Person existiert zunächst einmal der „eigne Körper". Die Person bedeutet bereits einen frühen Fortschritt des Lebens. Das Ich ist eine Erfindung der Menschheit... Hat man erst das Ich geschaffen, so gibt es gleich vielerlei Arten des Verhaltens zum Ich, besondere Gesetze, etwa das Gesetz der Achtung vor der Persönlichkeit, die man eben im Zeitalter der Person nicht in gleicher Weise zu achten hatte, das Gesetz der persönlichen Freiheit, das Gesetz, die Initiative des andern zu achten. In dieser Epoche beginnt der säkulare Kampf zwischen der äußeren Autorität und der individuellen Kritik."

Der letzte Abschnitt „Die Persönlichkeit in der Zeit" nimmt die reichen Erfahrungen Janets über Somnambulismus, sogenannte Verdoppelung der Persönlichkeit und dergleichen zu Hilfe. Beim Formulieren der Resultate bewahrt er wiederum äußerste Skepsis und verwahrt sich heftig gegen alle metaphysischen Schlußfolgerungen aus den beobachteten Tatsachen. „Nach meiner Meinung ist die Persönlichkeit nicht eine Wiederholung, ein Abzug irgendeiner metaphysischen Wesenheit, und zwar genau so wenig einer materiellen wie einer spirituellen Wesenheit. Ob es eine Seele gibt oder nicht, das ist wieder ein anderes Problem, das gar nichts mit Persönlichkeit zu tun hat. Die Persönlichkeit entspricht so wenig dem Körper wie der Seele. Die Persönlichkeit ist Menschenwerk, eine Konstruktion, die von Menschen mit den verfügbaren Mitteln gemacht worden ist. Das Lebensprinzip (was immer das sein mag) hat zur Schaffung eines Körpers geführt. Dies Lebensprinzip hat Sprache, Bewegung, Gemeinschaft hervorgebracht, und die von Sprache, Bewegung und Gemeinschaft bestimmten Zustände haben die Träger des menschlichen Geistes gezwungen, sich Persönlichkeiten herzustellen. Die Persönlichkeit ist ein Kunstwerk, das die Menschen aufgebaut haben, ein gutes oder ein schlechtes, unvollständiges und unvollkommenes — über das metaphysische Prinzip unseres Wesens gibt es jedenfalls nicht die geringste Auskunft." Daß bei solcher Einstellung das Problem des Pronomens, der Verantwortlichkeit und dergleichen manche interessante Seiten zeigt, ist wohl einleuchtend.

Die letzten Kapitel (über Biographie, Individualität, die Zukunft der Persönlichkeit) behandeln vorwiegend Fragen, die dem

Zugriff einer wissenschaftlichen Psychologie nicht offenstehen, was für Janet nicht Anlaß ist, solche Fragen hochmütig für unwichtig zu erklären, sondern im Gegenteil, sich mit der vollen Souveränität seiner Persönlichkeit und seiner psychologischen Erfahrungen daran zu versuchen. Tatsachen sind für ihn Material — das Wichtigere ist, sie zum Gesamtbilde zu fügen. Dazu taugt an vielen Stellen eine gute Anekdote besser als eine unkontrollierbare statistische Zahl. Wie sich aus Janets freier Behandlung des gewaltigen Stoffgebietes doch ein recht übersichtlicher Aufbau der Persönlichkeit herauskristallisiert, zeigt am besten eine knappe Zusammenfassung:

„Den Anfang eines persönlichen Verhaltens bilden Gleichgewichtsreflexe, wie sie jedes Tier zeigt, das sich bewegt. Das ist der allgemeinste Zug. Dann käme das Empfindungs-Verhalten, die Regulationen der Handlung nach mehr und weniger. Das ist immer noch sehr allgemein. Eine recht ansehnliche Zahl von Menschen hat Gefühle, und damit beginnt eigentlich die Persönlichkeit. Sie wächst langsam, wie wir es uns vergegenwärtigt haben: mit den Formen des Glaubens, dem Eigennamen usf. — auch das ist noch Allgemeinverhalten, aber schon in einem begrenzten Sinne, weil es nicht allen menschlichen Wesen gegeben ist, über ihre Persönlichkeit etwas zu glauben und ein volles Verständnis für das Phänomen des Grußes und des Eigennamens zu zeigen. Je weiter wir kommen, desto enger umgrenzen wir uns. Wir gelangen zum persönlichen Verhalten, dem Begriff des Ich, dem Gebrauch des persönlichen Pronomens. — Die Persönlichkeit wird also zum „Original". Mehr und mehr trennen wir die Menschen voneinander. Die Persönlichkeit ist nicht mehr nur die Einheitlichkeit des Menschen, seine individuelle Einheit, sondern sie trennt ihn von den andern. Zuerst körperliche Trennung, zunehmend deutlich, dann soziale Trennung mittels eigenartiger Gefühle, die einen den andern gegenüber isolieren, Abgrenzungen auf Grund der sozialen Hierarchie, weil man den oder jenen gesellschaftlichen Rang einnimmt, und endlich völlige Abtrennung, weil man niemandem mehr ähnlich, völlig verschieden von allen andern ist. So bewegen wir uns auf das Ideal einer Persönlichkeit zu, die etwas Unvergleichliches, etwas absolut Einzigartiges ist. — Wir haben definiert: Biographie ist die Geschichte des Helden. Wir sind ehrgeizig geworden, jeder von uns hat sich eine Biographie geschaffen, wir glauben alle Helden zu sein. Der Held, in frühen Zeiten eine

Ausnahme, ist heute banal geworden. — Die Betrachtung solcher Entwicklungen hat immer etwas Trauriges und Quälendes an sich.. Ich habe die Welt der Gefühle zunächst als eine sehr interessante Entdeckung im menschlichen Verhalten beschrieben. Dieses Verhalten bedurfte der Regulationen, und die (Gesinnungs-) Gefühle haben eine gewisse Ordnung hineingebracht und der Menschheit zu manchem Fortschritt verholfen; an einem gewissen Punkt aber zeigte die Beschreibung der Gefühle etwas höchst Überraschendes: je intelligenter die Menschen wurden, je höher das psychologische Niveau war, das sie erreichten, desto schwächer wurden die Gefühle, desto mehr schwanden sie. Es ist unbestreitbar, daß der Mensch von heute, der erwachsene Mensch von über 40 Jahren, viel weniger Gefühl hat als ein „Wilder", ein Primitiver oder ein Kind von fünf bis sechs Jahren. Es gibt Lebensstufen, die dem Gefühl, andere, die der Leidenschaft gehören — wird der Mensch stärker und reifer, so schwinden seine Gefühle. Man kann sich sogar fragen, ob die Gefühle nicht eine Tendenz haben, überhaupt zu verschwinden."

Es schien mir wichtig, von dem Weitblick und der Gesinnung des greisen Skeptikers einen andern Eindruck zu vermitteln als man nach seinen früheren Schriften erhält, wo er magere mechanistische Begriffe überbetont. Eigens erwähnt sei seine letzte Einzelstudie: „De l'angoisse a l'extase" (2 Bände!). Sie gibt neben der überaus eindringlichen Analyse eines Falles von religiöser Ekstatik mit allen Ausnahmezuständen, die in diesen Bereich fallen (bis zu Stigmen), eine Gesamtdarstellung der Gefühle, bei der von solcher mechanistischen Terminologie schon kaum mehr etwas übriggeblieben ist. Dort wird auch bereits die Hierarchie der Tendenzen, die den Aufbau der Persönlichkeit ausmacht, ähnlich dargestellt wie in den letzten Vorlesungen, aus denen wir hauptsächlich geschöpft haben.

e) Freud.

Freud und seine Schule haben eine genetische Psychologie vom Menschen aufzubauen versucht, nachdem die Neurosenlehre samt der Sexualtheorie bereits dogmatisiert war. Das hat sich schwer gerächt. Denn trotz nunmehr fast 40jähriger Arbeit in gleicher Richtung, mit einem Aufwand an Intelligenz und Tatkraft, einem weiten Kreise von ergebenen Mitarbeitern und einem Schrifttum, das bereits eine ganze Bibliothek füllt und einer Popularität, die vielleicht noch nie (außer dem

Marxismus und dem mißverstandenen Darwinismus) einer im Namen der Wissenschaft auftretenden Lehre zuteil geworden ist, haben wir die seltsame Tatsache zu buchen: der Gegenstand dieser Forschungsrichtung, der lebendige Mensch mit seiner ganzen Variationsbreite, samt allen seinen Kulturwerken und seiner Wertwelt läßt sich mittels des Begriffswerkzeugs der Psychoanalyse nicht erfassen und darstellen. So gewiß einzelne Wesenszüge im Lichte der von Freud geprägten Begriffe deutlicher aufleuchten als sonst, so gewiß für das Verständnis des neurotischen Versagens von Individuen niemand Wichtigeres geleistet hat als Freud — so gewiß ist die Massensuggestion, die von seinem Menschenbilde, besser der Konstruktion seiner Theorie vom Menschen ausging, als eine seltsame Phase, ein soziologisch und geistesgeschichtlich interessantes Intermezzo, wenn man will als eine Zeitneurose aufzufassen, wie ich das u. a. in dem Sammelbande „Auswirkungen der Psychoanalyse in Wissenschaft und Leben" (1928) in Gemeinschaft mit 20 Fachgelehrten kritisch dargelegt habe. Dieser Band, soviel ich sehe die sachlichste und gründlichste Diskussion des vielseitigen und schwierigen Problems, wird sowohl von Analytikern wie von deren Gegnern seltsamerweise fast ignoriert. Der Charakterologie habe ich darin einen besonderen Abschnitt gewidmet.

Seither hat sich nichts Wesentliches geändert, außer daß der Freudkreis sich wieder enger abgeschlossen hat von denen, die in gleicher Sache arbeiten, nachdem es eine Zeitlang den Anschein gehabt hatte, als sei das Tabu aufgehoben, das bis 1926 (bis zum I. allgemeinen Kongreß für ärztliche Psychotherapie) alle Nichtmitglieder von den Mitgliedern distanzierte. Der Erfolg des erneuten esoterischen Abschlusses wird sein, daß sich die „Wirklichkeitslehre vom Menschen", die auf dem Marsch ist, weniger zu belasten braucht mit Rücksichten auf Forscher, die nur widerstrebend den Gegenstand ihrer Bemühung — den wirklichen Menschen — akzeptieren und sich immer wieder wundern, wenn er sich ihrem konstruktiven System nicht fügt, sondern stets weit darüber hinausragt. Man könnte angesichts dieses Sachverhalts fragen, warum denn Freud hier bei denen aufgeführt werde, die mit ihren Forschungen ein „Menschenbild" umkreisen, wenn doch zugegeben wird, daß es nur sektorhaft ist und Wichtigstes nicht einbegreift. Darauf wäre zu antworten, daß in geistigen Angelegenheiten ein monumentaler Irrtum viel fruchtbarer ist als ein Scherbelberg aus flachen Wahrheiten. Wie wäre sonst die ganze Geistesgeschichte

möglich, deren innere Triebkraft doch stets an den Überzeugungssatz gebunden ist, daß die Vorgänger in gleicher Sache nicht nur ein wenig geirrt, sondern das Wesentliche übersehen haben. In Freud nun kommt auf alle Fälle einmal eine klare Grundtendenz zur Entfaltung, die sich als äußerst suggestiv und zugleich in den wichtigsten Fragen als unzulänglich erwiesen hat. Dies bedeutet doch zweifellos, daß er einem großen Teil der Zeitgenossen für manche ihnen zuvor verhüllte Probleme und Tatsachen und für willkommene neue Denkformen die Augen geöffnet hat. Entweder sie erkennen sich in dem Freudschen Bilde vom Menschen wieder — oder sie wünschen sich, daß der Aspekt, den ihre Umgebung und zumal die Führer und die Überragenden im Lichte der Analyse bekommen, gültig und wesentlich sei. Eine andre Möglichkeit sehe ich nicht. Und für die Richtigkeit dieser Deutung spricht, daß die ansehnlichen kritischen Gegner des Freudschen Menschenbildes fast übereinstimmend weder sich darin zu erkennen vermögen noch jemals zugeben könnten, daß man Ausnahmeleistungen oder überragende Persönlichkeiten durch Vergleich mit alltäglichen Leistungen und Personen oder gar gleichsam durch Überdrucken mit dem Klischee einer Libidotheorie „erklären" dürfe. Von seiten Freuds wird behauptet, daß jede heftigere Affektreaktion gegen die Analyse auf eine neurotische Sperrung des Betreffenden hinweise. Daß sachliche Gegnerschaft jedoch von gesunder kulturträchtiger Kraft zeugen kann, übersieht man bei derartigen dogmatischen Verallgemeinerungen leicht.

Gefährlicher ist das entgegengesetzte Mißverständnis, dem man häufiger im Umkreise A. Adlers begegnet, wo die positiven Werte des Individuums fast grundsätzlich weganalysiert werden zugunsten der Fiktion vom guten Massemenschen — dies und nicht ein Interesse an den Unterschieden der Charaktere ist mit dem Titel „Individualpsychologie" gemeint, zumal in Hinsicht auf Therapie. Der Verfasser einer sachlich ganz ordentlichen Abhandlung über „André Gides Werdegang" (in der Zeitschrift für Individualpsychologie) endet mit dem geradezu zwerchfellerschütternden Erlösungsvorschlag für Gides produktive Spannungen: „Ist denn die Mauer, die die Menschen voneinander trennt, so dick, ist denn der Weg zwischen Paris und Wien so lang, ist die Vermittlung der menschlichen Gedanken noch heute, im Zeitalter des Flugzeugs und Radios, so sehr erschwert, daß ein André Gide noch nicht den Weg zu Alfred Adler hätte finden können, der den Schlüssel aller ähnlichen Neurosen in der Hand hält?" Freilich

vergeht einem vor der bodenlosen Arroganz dieses Kultus der Flachheit wohl das Lachen. — Aus dem Freudkreis erklang in einer der begabtesten Arbeiten („Der Künstler" von O. Rank) vor 20 Jahren schon der gleiche Hymnus auf den Philister und gegen den schöpferischen Menschen: „Ist aber die vollkommene Umwertung des Psychischen geglückt, das unzweckmäßig verdrängte Unbewußte bewußt geworden, dann wird der unkünstlerische Übermensch, leicht und stark wie ein ‚Gott', mitten im Leben stehen und seine ‚Triebe' mit sicherer Hand lenken und beherrschen." Nur sehr selten und erst in neuerer Zeit findet man im Freudkreis eine Gesinnung, die von dieser banalen Wunschphantasie abweicht, während in dieser Hinsicht Jung sich viel weiter auf den Boden einer ernstzunehmenden Erörterung von Kulturwerten vorgewagt hat.

Gegenstand des psychoanalytischen Denkens ist nach wie vor in erster Linie die kausal-genetische Rückführung der bunten Persönlichkeitswelt und zuletzt jedes einzelnen Charakterzuges, der im Verhalten eines Individuums „erscheint", auf wenige Triebfaktoren. Anders ausgedrückt: die Auflösung der Erscheinungen (die man als Sublimierungen oder Überbauten oder kompensatorische Ersatzbildungen auffaßt) in ein Bündel von Partialtrieben und einige formale Prinzipien, die den Umwandlungsprozeß verständlich machen sollen (Typus: Zensur). Der Weg der Deutung führt vom beobachtbaren Manifesten, Uneigentlichen, zum deutbaren Latenten, Eigentlichen, Wirkenden. Es gehört zum ABC der Methode, daß alles, was man in charakterologischer Einstellung als „Eigenschaft" (nicht gleich Ding-Eigenschaft!) vorfindet und innerhalb des Gesamtaspektes nach Art, Nuance, Verbindung mit echten Wesenszügen usf. zu analysieren sucht, konsequent als Deckfassade vor der Triebschicht aufgefaßt und relativiert wird.

Will man sich trotz dieser von Grund auf unergiebigen Forschungslage das begriffliche Schema für den Aufbau der Persönlichkeit zusammenstellen, so würde es etwa folgendermaßen aussehen: an Stelle von Tendenzen allgemeiner Art, die sich langsam differenzieren, nimmt Freud als das eigentlich Wirksame Partialtriebe der Libido an, die über eine Reihe von Organisationsstufen hinweg in die Trieborganisation des reifen Menschen einmünden würden. Durch die Vereinfachung der Faktoren, die für einen solchen Umwandlungs- und Konfluxprozeß in Frage kommen, auf die Gruppe der Ichtriebe, die den auf Lustgewinn eingestellten libidinösen Trieben entgegenwirkend gedacht werden,

müssen dann alle Spielarten menschlicher Entwicklung erklärt werden. Die wenigen Versuche, die aus dem psychoanalytischen Kreise zur Veranschaulichung solcher Entwicklungen zur Person unternommen worden sind, bleiben noch ganz in der Triebanalyse stecken: Abraham, Reich, Alexander. Die Analysen von bedeutenden Persönlichkeiten (Hitschmann, Sadger, Abraham, Pfister u. a.) bleiben durchweg fasziniert vom Sexualproblem als solchem, ohne dessen lebens- und kulturgerechte Einordnung in die Gesamtpersönlichkeit zu bewältigen, so daß sie lediglich Spezialbeiträge zu einer Charakterologie liefern, ohne die wirklichen „Gestalten" der so Angeleuchteten in richtiger Perspektive zu zeichnen.

f) Vergleich der wirklichkeitsnahen Gesamtbilder.

Daß nur diese vier Forscher: Klages, McDougall, Janet und Freud hier als Repräsentanten herausgestellt werden, hat seinen guten Sinn und Hintersinn. Diesen will ich durch eine geschichtliche Perspektive noch andeuten. (Näheres hierüber in meiner Geschichte der Charakterforschung, die demnächst erscheint.)

Es gibt gewiß noch eine ganze Reihe von Psychologen, die sich ein charakterologisches Begriffswerkzeug zurechtgelegt haben und damit ganz ansehnliche Menschen-Abbilder, vielleicht auch ein Menschenbild als theoretisches Bezugssystem darstellen können. Die letzte Wertfrage solchen Systemen und Personen gegenüber lautet: welche geschichtlichen Wirklichkeiten lassen sich mit Hilfe der fraglichen Begriffe so darstellen, daß man einige Gewähr hat, es sei nicht nur eine Seite davon, sondern auch das Wesen richtig erfaßt. Unter diesem Gesichtspunkt zeigen die vier genannten Forscher gleichsam eindeutig klare Farben und Konturen, während alle übrigen mehr oder weniger abweichen, sei es in der Richtung des Farblosen und Konturlosen, sei es umgekehrt in der Richtung des gewaltsam Grellen und der geometrisch überschärften Konturen. Bei den meisten sind die Schranken des Bildungsraumes zu eng, so daß weltgeschichtliche Persönlichkeiten — Täter, Helden, Weise, Werkschaffende — oder auch nur Individuen fremder Rasse von ihnen überhaupt nicht dargestellt werden können — oder denn, daß alles ungeschickt-provinziell oder schließlich aller Eigenart entkleidet, d. h. Klischee wird.

Die letztgenannte Gefahr, werden viele gleich einwenden, ist aber doch nirgends größer als bei Freud! Das ist richtig — aber

hier liegt nun der eigenartige Fall vor, daß gerade vom Klischee, nämlich von der Konstruktion des Menschen als eines libidosublimierenden Tieres und von der darin liegenden Wertung „Vor dem Triebe sind alle Menschen gleich" die Wirkung der Lehre ausging und immer noch ausgeht. Ebenso wie der Darwinsche Entwicklungsgedanke scheinbar eine streng naturwissenschaftliche Begründung für das weltanschauliche Dogma von der Gleichheit der menschlichen Individuen liefert und dadurch einerseits ein satanisches Gegenstück wird zum jüdisch-christlichen Dogma „vor Gott sind alle Menschen gleich", andrerseits ein willkommener Bundesgenosse für alle politischen Zeittendenzen, die ihrer Gleichheits-Ideologie auch die jüdisch-christlichen Lehren dienstbar machen, ohne ihnen aus echter Religiosität mehr verbunden zu sein.

Daß Freud Allgemeingültiges angerührt hat mit seiner genetischen Lehre vom Menschen, kann nicht wohl bestritten werden. Aber die Schranken seines Menschenbildes drängen sich dem unbefangenen Beobachter nicht minder lebhaft auf. Man erkennt sie am besten an der Art, wie er die Kulturgüter in Rechnung stellt. Es wäre völlig irreführend, hier auf die nihilistischen Nebenwirkungen, die von der entlarvenden Psychologie Schopenhauers und Nietzsches in Unreifen ausgehen können, gleichsam als Entschuldigung für Freud hinzuweisen. Vielmehr geht gerade aus solchen Vergleichen hervor, wie fundamental der Unterschied zwischen einer Reinigung des Menschenbildes zu Ehren seiner höchsten wirklichen Gestalten — und zu Ehren des Massemenschen ist. In diesem Zusammenhang erklärt sich auch die so überaus verschiedene Wirkung der Freudschen Theorien in den verschiedenen Ländern, sozusagen die Anfälligkeit der Kulturkreise für das psychoanalytische Denkgift. Katholisch geordnete Länder bleiben fast unerschüttert dadurch, puritanische Verdrängungsländer geraten in einen heftigen Faszinationszustand, der dann einer Ernüchterung im Ganzen mit sektenhafter Zellenbildung von „Kreisen" weicht, sofern nicht aus neuen kulturellen Selbstgestaltungsimpulsen eine entschlossene Protestfront im Namen gesunder Gemeinschaftsformung entsteht.

Manche differenzierte Individuen nehmen offenbar Freuds Trieblehre und seine Symboldeutung gern an als vermeinte Auffrischung ihrer Beziehung zum Reiche des Bios. Es ist wahrscheinlich, daß dies durchweg nicht bodenständige, sondern ziemlich stark entwurzelte Menschen sind und daß die meisten engere Beziehung zu Freuds Welt im Geist- und Blutsinne haben. Daß psychoanaly-

tische Denkformen völlig versagen vor den spezifischen Werten des griechischen, lateinischen und germanischen Kulturkreises, ist wichtig, — umgekehrt kann man sagen, daß sie die Leichengräber jener Werte sein können, wenn diese in Auflösung begriffen sind. Das von der Psychoanalyse sozusagen anvisierte Menschenbild ist der Inbegriff des Massemenschen, ihre Denkformen sind die stärksten Werkzeuge und Kampfmittel für diesen Endtypus der Menschheit. Darin und in nichts anderem liegt die zähe Lebenskraft der Lehre Freuds. Sie ist Repräsentant einer an keine Zeit und keinen Raum gebundenen Geistesmacht. Darum muß jeder sie kennen, der den Gesamtverlauf unserer geistigen Geschichte verstehen will.

Janet hingegen ist Repräsentant jenes gescheiten lateinischen Rationalismus, der seit Descartes das Denken Europas beherrscht hat, letzter Statthalter der Aufklärung, aber Voltairischer Richtung, agil, empfänglich für amüsante Züge, nicht ohne Wärme bei radikalem Skeptizismus, daher menschlich duldsam selbst gegen „Torheiten" wie Liebe, Metaphysik, Moral und alles, was man mit der Ratio des bürgerlichen Weltmannes und Praktikers durchschaut. Aus solcher geistreich-liberalen Haltung von unerschütterlich selbstsicheren Traditionalisten war zwar eine umfangreiche, schöne Literatur entstanden, aber bislang keine systematische Lehre vom Menschen. So gewiß kein Asiate, kein Primitiver und kaum ein Germane mittels der Janetschen Psychologie ganz zutreffend geschildert werden könnte, so gewiß läßt sich das gebildete Europa von 1600 bis 1900 und der Franzose von gestern mit keiner besser verstehen.

McDougall wiederum ist Repräsentant des großzügigen, weltoffenen, gesinnungsliberalen, konservativen Engländers (der kräftigeren, schottischen Färbung), der in einem zum französischen beinahe komplementären Lebensraume heimisch und zuständig ist, nämlich eben im arisch-keltischen, bei vielen Primitiven, in Asien, Nordamerika. Die Geschichte des modernen Imperialismus, die Aufschließung der Erdteile, die Herausbildung eines Zivilisationsstiles, dem ein großer Teil aller Menschen seit zwei Generationen sich angleicht — das ist die menschenprägende Leistung aus altenglischer Substanz. Sie tritt gleichfalls in der englischen schönen Literatur und Geschichtsschreibung zutage, in der Psychologie jedoch erst mit W. James (der sehr viel Europäisches an sich hatte) und in moderner Form bei McDougall. Obgleich das Gentleman-Ideal in dem von ihm gezeichneten Menschenbilde noch deutlich als

Untermalung steckt, sind doch wenigstens der Absicht nach puritanisch-anglikanische Schranken überwunden und es herrscht ehrliche Bereitschaft, j e d e n Einzelzug der bunten Lebenswirklichkeit so unbefangen wie möglich aufzufassen und j e d e n Wert, der irgendwo gilt, einem hierarchischen Wertschema einzuordnen, zumal auch die völlig „uneuropäischen" primitiven Seelenvorgänge (bis zu den animalischen) richtig zu sehen, nicht als amüsante Abweichungen vom Stile unserer Ratio am Rande zu notieren, wie J a n e t es macht. Die Theorie des Menschen umfaßt hier in ruhigeinheitlichem Zuge einen Gesamtaspekt vom Reiche des Bios ab, in dem alle Lebewesen geeint sind, bis in die letzten „Integrationen" der Instinkte, Gefühle, Gesinnungen, der Charakterausprägung und der Denk- und Willensakte. Ein sehr weiter, in den Hauptzügen gültiger Rahmen, in dem viel Platz ist zum Ausbauen und zum Präzisieren des Vorhandenen. Auffallend ist, daß auch hier, wie bei J a n e t und F r e u d, die Erlebnisformen und erst recht die Dogmen und Begriffe der herrschenden Kirchen keine wesentliche Rolle spielen. Gewiß werden die psychologisch erfaßbaren Erscheinungsformen des religiösen Erlebens genau so ernsthaft beachtet und in Einzelfällen erforscht wie irgendwelche anderen Motive; nicht aber spielen sie in die Begriffsbildung hinein, wie bei jeder religiös angelegten Lehre. Nur eben die helfende Bemühung um Individuen (beide Forscher fußen auf Erfahrungen in praktischer Psychotherapie!) bringt hier Berührungen mit dem religiösen Problemkreis mit sich.

Kehren wir nach solcher Umschau zu K l a g e s zurück, so ist der Vorrang seiner Charakterkunde auf die Dauer nicht zu verkennen. An Weite steht er nicht hinter M c D o u g a l l zurück, obwohl er sich weder auf Spekulationen über die Physiologie der Nervenvorgänge noch auf beratende Erörterungen über praktische Lebensführung einläßt. Aber er verfügt über die präziseste Begriffsbildung, ist der erste und einzige, dem es gelungen, das „System der Triebfedern" zu begründen, mit dem eine Wissenschaft von den Charakteren der M e n s c h e n erst Hand und Fuß bekommt, und hat uns mit seiner Grundthese von der polaren Zusammengehörigkeit des Leibes mit der Seele Charaktere zu s e h e n gelehrt. Dazu kommt, daß er einer der wenigen ist, in denen N i e t z s c h e s tiefe Einsichten fruchtbar wurden. Er auch erkannte als erster, und zwar schon 1900, die außerordentliche Bedeutung der mythenwissenschaftlichen Forschungsergebnisse B a c h o f e n s für die Erschließung des Bewußtseinszustandes der Vorzeit. (Seit er das 1921

öffentlich ausgesprochen, hat man aus Bachofen leider eine Mode gemacht!) Dies alles zu denkerischer Gestaltung drängend aus einer Substanz, die unsre gesamte klassische wie romantische Überlieferung in Blut und Geist trägt — das ist Klages.

So erklärt es sich, daß seine Begriffsbildung dem lateinischen Menschen kaum weniger gerecht zu werden vermag wie dem nordischen Menschen, dem griechischen, dem primitiven und dem mythenbildenden Menschen der Frühzeit, ja hinreichend sogar dem asiatischen Menschen. Hingegen erscheint der jüdisch-christliche Mensch durch sehr harte Kontrastierung seiner inneren Gegensätzlichkeit zwar tief durchleuchtet, aber etwas einseitig negativ gewertet. Von höchster Bedeutung ist es, daß im Lichte der Charakterlehre von Klages nur eine Werthierarchie, niemals irgendeine Form der Gleichheitsutopie zu begründen ist, und daß ausnahmslos jeder einzelne, wie bedeutend er auch sei, in den Schatten treten muß vor den überpersönlichen Mächten, die sich wiederum hierarchisch gliedern bis in den „Kosmos" hinein.

Während also Freud und Janet religiösen Grundgefühlen skeptisch und rationalistisch ausweichen, McDougall sie ohne spezifische Stellungnahme einbezieht, gibt es bei Klages überhaupt keine Möglichkeiten, an ihnen vorbeizukommen, weil sie gleichsam die Atmosphäre bilden, in der allein seine Betrachtungsweise gedeihen kann. Keine skeptische, keine formalistische, keine mechanistische, kurzum keine logozentrische Denkweise hat auch nur für die Fragestellungen von Klages Platz. Jede religiöse Haltung hingegen findet sich von seinen Problemen irgendwie mitangeredet. Das ist der wahre Grund, weshalb von katholischer Seite zuerst ernsthaft und sachlich das Werk von Klages der Diskussion unterzogen wird. Das heidnische Bild vom Menschen, um das eine solche Diskussion geht, kann sich sehen lassen neben dem griechischen und neben dem Goetheschen — aber auch neben dem eines Thomas von Aquin und eines Luther. Kommt es nun in einer Sprache daher, die den Zeitgenossen zugleich durch scharf definierte Hauptpositionen und durch den Reichtum an bildhaften Worten unbequem ist, so gönne man doch dem mit wuchtigen Quadern zu Ehren eines unbekannten Gottes — und zu niemandes sonst! — Bauenden, was man jedem Schwächling heute zur Pflicht macht: daß er seine Sprache rede!

Hält man Umschau nach „Menschenbildern", die in unseren Tagen Gültigkeit und kulturelles Gewicht haben, so kann man neben den genannten nur die der christlichen Kirchen heranziehen.

Während jedoch „der protestantische Mensch", wie er in Geschichte, Dogma und gegenwärtiger Lehre sichtbar wird, durchaus und in jeder Hinsicht problematisch, von Zweifeln angekränkelt und von sämtlichen Modeströmungen unserer Tage bis zur Selbstauflösung bedroht erscheint, steht „der katholische Mensch" — das kann auch der noch so Fernstehende nicht leugnen — mit seinen wesentlichen Zügen vollkommen unerschüttert da in seinen beiden Haupttypen, dem augustinischen und dem thomistischen. Darüber werde ich in meiner „Geschichte der Charakterkunde" zu berichten haben.

Ansätze zu wirklichkeitsnahen Gesamtbildern finden sich bei Groos, Kretschmer, P. Häberlin, Müller-Freienfels, Lessing u. a. — das heißt solche Entwürfe, mit denen man sich eine individuelle Gestalt ohne gewaltsame Verzerrung geschildert denken könnte. Groos hat das praktisch in einer ungewöhnlich klugen und differenzierten Form an der Gestalt Metternichs erwiesen. Von Lessing, Häberlin, Kretschmer berichteten wir schon.

Eine Sonderstellung nimmt Müller-Freienfels ein, der in formal vollendeter Weise besonders die „Philosophie der Individualität" oder „Persönlichkeit und Weltanschauung" darstellt, ohne eigentlich charakterologische Gesichtspunkte einzubeziehen, dennoch aber aus einer Grundeinstellung, die mehr Anknüpfungspunkte dafür bietet als die meisten andern zeitgenössischen Gedankengänge. Es wäre auch lohnend, die von ihm betonten Zusammenhänge einer „Lebenspsychologie" mit den etwas schwerfälligen, aber tief ansetzenden konstruktiven Bemühungen von Rich. Avenarius einmal gründlich klarzustellen. Müller-Freienfels neigt dazu, die Rolle des aktiven Ich und damit der Person beim Zustandekommen des anschaulichen Weltbildes etwas zu hoch zu bewerten (ähnlich wie Stern), was vermutlich als eine Entgleisung in seinem durchaus berechtigten Kampf gegen alle sensualistische und mechanistische Psychologie zu erklären ist. Aus der differenzierten Untersuchung über die Einstellung verschiedenartiger Persönlichkeiten zu den Haupttatsachen des natürlichen und kulturellen Lebensraumes entwickelt er in „Persönlichkeit und Weltanschauung" eine ganze Typologie je nach den vorherrschenden Tendenzen. Hier ist er charakterologischer Betrachtungsweise am nächsten. Er unterscheidet: Typen des emotionalen Lebens und Typen des geistigen Lebens. In der ersten Gruppe finden sich die Untertypen des depressiven, euphorischen, aggressiven, erotischen und des Sympathiemenschen. In der zweiten

Gruppe vor allem der Subjektive und der Objektive. Aus Kombinationen solcher typischen Züge wird dann ein großer Reichtum von Typenbildern aufgebaut. Die enge Beziehung dieser typologischen Erwägungen zum System der Charakterkunde von Klages ist augenfällig.

g) Konstruktive Schemata und deren Anwendung.

In diese Gruppe würde ich zum Beispiel das System des „Personalismus" von W. Stern rechnen, der — was wir nicht vergessen wollen! — bereits 1900 einen entschlossenen Bruch mit der herkömmlichen akademischen Psychologie gewagt hat durch sein Buch: „Über Psychologie der individuellen Differenzen (Ideen zu einer differentiellen Psychologie)." Es ist dies die erste Auflage des Buches von 1911: „Die differentielle Psychologie in ihren methodischen Grundlagen", das eine sehr ausführliche internationale Bibliographie enthält, die in der letzten Auflage 1921 bis zu diesem Zeitpunkt ergänzt worden ist. Für die ausgezeichneten neueren Einzelstudien von Stern über die Entwicklung der Kinder und Jugendlichen, wobei allerdings die Intelligenz im Vordergrund des Interesses steht, ist es in einem gewissen Sinne verhängnisvoll geworden, daß er sich zuvor (1906) durch ein philosophisch angelegtes System des Personalismus („Person und Sache") festgelegt hatte. Denn dadurch wurden seine ungemein sorgfältig erhobenen Befunde in eine Begriffssprache gezwängt, die nicht elastisch genug und meiner Ansicht nach in mehreren entscheidenden Punkten unhaltbar ist. Aus der Erkenntnis dieser schwierigen Lage heraus ist es wohl zu verstehen, daß Stern neuerdings noch einmal versucht, das Fazit aus seiner Lebensarbeit zu ziehen: „Personalistik als Wissenschaft" 1930. Die Hauptschwierigkeit sehe ich in einer zu weiten Ausdehnung des Personbegriffs. So gewiß es gar nicht scharf genug betont werden kann, daß sich „die Ganzheit der Person durch ihre Unableitbarkeit von anderen Ganzheitsbegriffen" abhebt, so wichtig ist es doch, diejenigen Vorgänge aus dem Zuständigkeitsbereich der Personganzheit begrifflich zu lösen, die auch ohne sie bereits geschehen: alle jene vitalen Vorgänge nämlich, an denen sämtliche, auch untermenschliche Lebewesen teilhaben, ohne daß ihnen ein Personsein auferlegt oder auch nur ermöglicht ist. Es fehlt, kraß gesagt, bei Stern die fundamentale Unterscheidung zwischen Erlebnis (gleich Geschehnis, Erleidnis, wie Klages gern sagt) und der in einem nicht auflösbaren Sinne sekundären

Stellungnahme der Person dazu. So ergibt sich bei Stern die unentrinnbare Folge, daß er auch Tier- und Pflanzenindividuen, ja Zellen mit dem gleichen Namen von Personen belegt und daher in die größten Schwierigkeiten gerät, wenn er das unterscheidend Besondere des menschlichen Verhaltens vom untermenschlichen kennzeichnen will.

Wo die erwähnten begrifflichen Unzuträglichkeiten in den Hintergrund treten, weiß Stern durch eindringliche Analysen viele Sachverhalte überraschend klar darzustellen: so zum Beispiel die Vieleinheit der Person, aus der man Einzelzüge nur methodisch „abheben" kann, während sie in Wirklichkeit durchaus „eingebettet" bleiben in die Struktur; oder die Unterscheidung von höheren und niederen Funktionen, von oberflächlichen und tiefen Schichten, die den „Wirklichkeitsrang" von Einzelzügen begründen. Ferner die Tatsache, daß psychische Phänomene und Akte voneinander unterschieden und dennoch in eigenartig enger Weise aufeinander angewiesen sind. Die Frage der Anlage oder der Disposition oder der „vollchronischen Momente an der Person" gibt wiederum Anlaß zu feinen Erwägungen, die schließlich in der Formel gipfeln: „das Ich erlebt Phänomene, vollzieht Akte, besitzt Dispositionen." Wir schließen die beiden wichtigsten Definitionen an, die Stern gibt, indem er Ich und Leib zusammenfaßt als Doppeleinheit: „Person ist ein solches Existierendes, das trotz der Vielheit der Teile eine reale eigenartige und eigenwertige Einheit bildet und trotz der Vielheit der Teilfunktionen eine einheitliche zielstrebige Selbsttätigkeit vollbringt." Und ferner: „Die Person ist psycho-physisch neutral" — auf welchen wunderlichen und vielen Menschen unleidlichen Terminus Stern ganz besonderen Wert legt. Gemeint ist damit einfach, daß man etwa einen Willensakt der Person nicht rein psychisch und nicht rein physisch erfassen könne — ich würde also sagen, er sei geistig-intentional und verwirkliche sich am leibseelisch-einheitlichen Funktionssystem des Individuums, aber auf das Wort „neutral", durch das die Gedanken in eine wesenlose Zwischenschicht von Weder-Noch verführt werden, würde ich für diesen Sachverhalt nie verfallen. Hingegen nun ist wieder trefflich die andere große Definition:

„Nicht daß es Physisches und Psychisches gibt, sondern daß es reale Personen gibt, ist die Grundtatsache der Welt. Daß diese Personen sich und anderen erscheinen können und hierdurch die Phänomene des Psychischen und Physischen erzeugen können, ist erst eine Welttatsache zweiten Ranges."

Auf das Prinzip der Schichten, der Konvergenz, der Introzeption sei wenigstens hingewiesen. Man kann sagen, daß kein System einer Psychologie der Person genauer logisch durchkonstruiert ist als dieses — keines jedoch mit einem solchen Übermaß von unanschaulichen Begriffen belastet ist.

Sprangers Typen sind weniger Charaktertypen als soziologische Bildungs- oder Einstellungstypen, wenn auch einzelne, so vor allem der ästhetische und der religiöse Mensch, bis in den vitalen Wurzelgrund des Individuums hinabreichen. Er spricht von „zeitlosen Idealtypen, die als Schemata oder Normalstrukturen an die Erscheinungstypen der historischen oder gesellschaftlichen Wirklichkeit angelegt werden sollen". Jeder der Typen trachtet danach, einen bestimmten Wert zu verwirklichen und ist demnach zwangsläufig gesperrt gegen die Verwirklichung eines Gegenwertes. In diesem Sinne gehören antipodisch zusammen: der theoretische und der ökonomische Mensch, der ästhetische und der religiöse Mensch, der Macht- und der soziale Mensch. Es wäre recht aufschlußreich, Parallelen zu diesen drei Wertgegensatz-Paaren in anderen systematischen Darstellungen der menschlichen Verhaltungsweisen aufzusuchen und zum Vergleich heranzuziehen. Durch solche gleichsam kontrapunktische Wertungsstudien könnte man die Reichweite von Typologien abgrenzen. Die irreführende „Klarheit" aller einfach auf ein isoliertes Gegensatzpaar abgestellten Typologien würde dabei gewiß nebenher auch noch einmal nachdrücklich ans Licht gestellt. Ich habe sie als Schaukelsystem ironisiert, die ein durchaus verständliches, aber etwas kindliches Vergnügen für Harmlose bedeuten. Will man schon Typen bilden, so kann es erfolgreich nur dann geschehen, wenn man die Urphänomene der „aus sich wachsenden" Lebensschicht (wie männlich-weiblich) von den inneren Gegensätzen der geistigen Schicht streng unterscheidet. Vernachlässigt man diese Unterscheidung, so gerät man in Scheinprobleme, die selbst im günstigsten Falle nur Scheinlösungen ergeben können.

Wenn Sprangers „Idealtypen" richtig aufgefaßt werden, nämlich als soziologische Typen des Verhaltens mit einer gewissen Berücksichtigung der vitalen konstitutionellen Anlage, so haben wir in ihnen ein vorzügliches Hilfsmittel zur raschen ersten Unterscheidung von Individuen und vermögen zu grundsätzlicher Aufhellung jedes einigermaßen typischen Verhaltens im Bildungsraume manchen feinen Zug aus solcher Strukturanalyse zu gewinnen.

Viel weniger gesichert gegen Mißbrauch sind jene Typen, die Jung ausführlich zu begründen versuchte und besonders in England und Amerika zu einem der in Wissenschaft und täglichem Sprachgebrauch populärsten Begriffspaare gestempelt hat: der Gegensatz zwischen „dem Extravertierten" und „dem Introvertierten". Natürlich ist damit ein sehr eindrucksvoller Zug des Verhaltens drastisch gekennzeichnet, nicht daran soll hier Kritik geübt werden. Was aber je länger je dringlicher nach endgültiger Klarstellung verlangt, weil sonst Verwirrung und Scheinwissen damit gestiftet wird, das ist die uferlose Anwendung dieses Begriffspaares, das doch zunächst nur für ein umschriebenes reaktives Verhalten unter einer sehr speziellen Fragestellung zuständig ist.

Jung hat uns zahlreiche tiefe Einblicke in die Seele vermittelt, aber weder der Gegensatz von „Ich" und „Objekt" noch von „Introversion" und „Extraversion" noch seine allzu subtile Privatmythologie von „Persona, Anima und Animus" ist imstande, seinen feinsinnigen Beobachtungen und Deutungen die Form traditionsfähiger Wissenschaft zu verleihen.

Ein wiederum andersartiger Entstehungsprozeß hat zu der Typologie der Brüder Jaensch geführt, von der neuerdings so viel geredet wird. E. R. Jaensch kam durch eine sinnespsychologische Spezialuntersuchung auf einen typischen Unterschied des Verhaltens seiner Versuchspersonen hinsichtlich der sogenannten „Anschauungsbilder". Daß der Nachweis solcher Anschauungsbilder (Klages nennt sie lieber „Scheinbilder"), die als Phänomene zwischen Wahrnehmungen und Vorstellungen klar abgrenzbar sind und auch nicht leicht mit Nachbildern verwechselt werden können, ein erhebliches Verdienst ist, bedarf heute kaum mehr der Erwähnung, da man an Hand des Suggestivnamens der „Eidetik" in der psychologischen Weltliteratur bereits gebührend davon Kenntnis genommen hat. Etwas ganz anderes ist die Auswertung der an einem großen Menschenmaterial, vorwiegend von Kindern und Jugendlichen, gewonnenen Befunde zur Unterscheidung von Typen des Verhaltens, die sich mehr und mehr zu einem System von Konstitutionstypen ausgewachsen hat und neuerdings der — typisch deutschen — Gefahr zu unterliegen droht: daß man nämlich interessante Teilbefunde zu wichtig nimmt und aus organisatorischem Übereifer erst ein Spezialsystem für das betreffende Gebiet der Forschung und dann ein ganzes Weltsystem darauf errichtet. Der Sachverhalt ist bekanntlich folgender:

Bietet man einer Versuchsperson ein Bild zur Betrachtung dar, so behält sie von der unmittelbaren Wahrnehmung im allgemeinen eine Erinnerung zurück, die den Charakter einer mehr oder weniger vagen „Vorstellung" hat. Manche Personen aber, und zwar viel mehr Kinder als Erwachsene, geben an, ihre „Erinnerung" an das Bild sei derart, daß sie es ähnlich wie in der direkten ersten Wahrnehmung vor sich sähen, und können es demgemäß mit großer Genauigkeit bis in nebensächliche Einzelheiten richtig beschreiben. Diese Form der Nachwirkung eines wahrgenommenen Bildes nennt E. Jaensch das „Anschauungsbild" und Personen, die derartig veranlagt sind, „Eidetiker".

Zunächst erwies sich bei Massenuntersuchungen auf „eidetische" Veranlagung, daß 1. Kinder im vorschulpflichtigen Alter zu beinahe 90 Prozent solche Anschauungsbilder besaßen. Für das spätere Alter aber stellten sich zwei grundsätzlich verschiedene Entwicklungsreihen heraus, so daß 2. ein Teil der Kinder, und zwar der kleinere, seine eidetischen Fähigkeiten behielt, ein anderer größerer Teil sie verlor. Diese Beobachtung gab den ersten Anstoß, genauer nachzuforschen, wie nun der Aufbau der Wahrnehmungswelt bei den beiden so verschieden erlebenden Gruppen vor sich gehe. Und nun fand man(3), daß zahlreiche Individuen aus der Gruppe der dauernd eidetisch Erlebenden einem bestimmten psychologischen Konstitutionstypus angehörten, nämlich dem „basedowoiden", zahlreiche Individuen hingegen einem in vielen Zügen geradezu konträren Typus, dem „tetanoiden". Der erstere, der „B-Typus", ist erregbarer im psychovegetativen System (lebhafte Reflexe, Glanzauge usf., alles in Richtung auf die Reaktionsweise, die in pathologischer Form bei Basedow auftritt). Der letztere, der „T-Typus", ist im Gegenteil schwach erregbar, hat matte Augen und neigt eher zu depressivem Verhalten. Es darf aber nicht verschwiegen werden, daß die meisten Eidetiker nicht der reinen B-Gruppe zugerechnet werden konnten, sondern einer Mischgruppe, die man als „Legierung" aus den Gegentypen betrachtete und B-T-Typen nannte. Und hier muß ich zurückgreifen auf meine Kritik an der typologischen Neigung, die ich schon im Falle Kretschmer (S. 34 f.) ausgeführt habe. So gewiß es verständlich ist, wenn ein Forscher sich in der Entdeckerfreude ins Konstruktive hineinreißen läßt, so gewiß gebietet das Bedürfnis nach begrifflicher Sauberkeit uns, derartige Versuche mit äußerster Skepsis zu prüfen. Ich habe mich nicht davon überzeugen können, daß der Ausbau der Typologie, die von den Brüdern Jaensch

auf Grund des eidetischen Verhaltens unternommen worden ist, sich in den kritischen Grenzen hält, die dem Spezialbefund angemessen sind. Andererseits ist bis heute kein Versuch gemacht worden, der tieferen Bedeutung des Befundes gerecht zu werden, die Klages in seinem Werke „Der Geist als Widersacher der Seele", Band I, im Anschluß an eine Besprechung der „Scheinbilder" zur Diskussion gestellt hat.

Die Brüder Jaensch haben die zu einfache Schematik der Gegentypen B und T inzwischen dahin ausgebaut, daß sie einen übergeordneten Gegensatz darüber gestellt haben: den „integrierten" und den „desintegrierten" Typus, von welchem Begriffspaar sie nun Beziehungen zu Kretschmers Konstruktion zyklothym-schizothym spinnen und zugleich zu den Konstruktions-Erwägungen, die von seiten der inneren Medizin zuerst sehr schematisch, neuerdings jedoch erheblich differenzierter angestellt worden sind. W. Jaensch glaubt noch, mit dem allgemeinen Schlagwort auszukommen, das v. Bergmann 1912 geprägt hat: es gebe einen Konstitutionstypus, der „vegetativ stigmatisiert" sei, das heißt übererregbar in seinen vegetativen Funktionen, womit in erster Linie der basedowoide Typus gemeint war — und konstruiert von diesem Typus aus andere, wobei er seine ganz interessanten Untersuchungen an Kapillargefäßen zu Hilfe nimmt, die ebenfalls gewisse typische Unterschiede bei den Individuen zeigen. Aber v. Bergmann ist inzwischen nach höchst kritischer Durchmusterung unseres haltbaren Wissens zu der Überzeugung gelangt, daß man eigentlich nur einen „Typus" mit ausreichender Sicherheit vegetativ-endokrin kennzeichnen könne: den thyreotischen (also den basedowoiden in der andern Terminologie), während sämtliche anderen Versuche aus vagen Befunden doch allzu schematisch konstruiert seien und daher keinen ausreichenden Gewinn an Erkenntnis und verläßlicher Ordnung der lebendigen Mannigfaltigkeit böten. Wir erinnern uns, daß der Begriff der Integration und Desintegration in der Theorie vom Aufbau der Persönlichkeit sowohl bei McDougall wie bei Janet eine Rolle spielte, die erheblich überzeugender ist: eine vollkommen integrierte Persönlichkeit ist danach zu reifer Vieleinheit, zu einer Hierarchie ihrer Anlagen gelangt. Und „Desintegration" ist ein formal gut brauchbarer Begriff, um Störungen auf dem Wege zu solch reifer Vielheit zu kennzeichnen.

Tumlirz weist auf eine Seite des Typenproblems hin, die Beachtung verdient: „Die inneren Beziehungen zwischen Kretsch-

mers Schizothymen, Jungs Introvertierten und Jaenschs Tetanoiden sind ebenso leicht herzustellen wie zwischen ihren Gegenpolen, den Zyklothymen, Extrovertierten (Jung schreibt Extravertierten! Verf.) und Basedowoiden. Die Grundlage dieser Gegensätze bildet immer wieder die Stellung des Ich zur Außenwelt, durch die charakterologisch offenbar einer der allgemeinsten und wichtigsten Merkmale der Persönlichkeit getroffen erscheint. Gehört zu den Grundzügen jeder Persönlichkeit die Stellung innerhalb der Gegensätzlichkeit: Hingabe an die Welt — Absperrung von der Welt, dann wird auch verständlich, daß nur beim Mann die Beziehungen zwischen Körperbau und Charakter deutlich erkennbar sind. Ergibt sich aus den Untersuchungen über die seelischen Unterschiede zwischen den Geschlechtern, daß die meisten Frauen dem Durchschnitt der Männer hinsichtlich einer lebenswichtigen Eigenschaft, nämlich der Anpassungsfähigkeit, weit überlegen sind; zeigt sich ferner, daß die sechs „Lebensformen" Sprangers in erster Linie für das männliche Geschlecht gelten, während die meisten Frauen sozial eingestellt sind; begreift sich die größere Einheitlichkeit des weiblichen Geschlechts aus der gemeinsamen Geschlechtsbestimmung, Mutter zu werden, und ist Mütterlichkeit Hingabe, Aufopferung für andere, dann darf man wohl auch behaupten, daß die meisten Frauen zyklothym sind. Damit ist aber Kretschmers Aufstellung gerechtfertigt. Denn in der Tat dürften die meisten Frauen der pyknischen Körperform angehören, jener Form, die sich erst im reiferen Alter deutlich ausprägt." (Probleme der Charakterologie, S. 20.)

Der richtig gesehene Sachverhalt ist von Tumlirz damit keineswegs ausreichend gedeutet, aber viel ist schon gewonnen, wenn die drei Typenschemen von Kretschmer, Jung und Jaensch unter den tieferen und umfassenderen Begriff der „Hingabe an die Welt" gebracht werden, von dem aus Klages seine Ordnung der menschlichen Triebfedern angelegt hat. Dann aber schrumpfen die drei Typisierungsversuche auf das ihnen zukommende Maß von Bedeutsamkeit zusammen: sie stellen Versuche dar, zu je einer Seite des mehr weiblichen, in die volle Lebenswirklichkeit noch eingepaßten Menschen einen Gegentypus zu fixieren. Sie verabsolutieren Spezialaspekte unter Vernachlässigung der Grundrichtungen, in die alle personale Entwicklung eingespannt ist: der Einbettung oder denn (bei schon erfolgter Individuation) Hingabe an den Lebensgrund und im Gegensatz

dazu der Selbstbehauptung, der Entfremdung gegenüber dem Lebensgrunde. Jene Typen isolieren Sonderfälle dieser großen Gegenspannung, indem sie entweder die Einheitlichkeit des Erlebens (samt der Beziehung zu einer mehr weiblich-pyknischen Körperform) oder das Verhalten „des Ich zum Objekt" oder die Vollsinnlichkeit der Anschauung zum Einteilungsprinzip machen. Es ist eine der dringlichsten Aufgaben der Charakterforschung, in diesen typologischen Versuchen, die sich trotz aller Bemühung um wissenschaftliche Fundierung keineswegs allzu weit von der populären, aber recht begabten Huterschen Naturell-Lehre entfernen, einmal kritisch aufzuräumen. Und gar die Typenlehre von Rutz, die vielfach als phantastisch beiseite geschoben wird, kann es durchaus mit den übrigen heute in Mode stehenden Typologien aufnehmen. Sie hat sogar den Vorzug, daß sie nicht einzelne Funktionen übermäßig bewertet und konstruktiv verwendet, sondern sich redlich bemüht, das Gesamtgebaren des Körpers in der Bewegung, beim Handeln, beim Sprechen, Singen, Arbeiten und in der gewöhnlichen Haltung zu berücksichtigen. Daß eine ganze philologische und musikalische Forschungsrichtung (Sievers, Becking u. a.) textkritische Studien mit Hilfe der Körperhaltungstheorie betreibt, darf bei der wissenschaftlichen Einschätzung der Rutzschen Typenlehre nicht vergessen werden. Auch hier wird immerhin mit breiter Empirie und Anschauung gearbeitet.

Es verdient auch Beachtung, welche Folgen die Suggestivwirkung der scheinklaren und bequemen Gegensatzpaare von Jung und Kretschmer im neuesten Schrifttum gezeitigt haben: eine ganze Flut von Büchern, die in mehr oder weniger geschickter Aufmachung unter Berufung auf die „wissenschaftlichen Entdeckungen" jener konstitutionellen Gegensätze Systeme der Physiognomik und der Körpertypen konstruieren, die im wesentlichen auf der Linie eines Lavater, Gall und Huter vorgehen und denen gegenüber die akademische Wissenschaft scheu und ratlos dasteht, weil sie von der kritischen Säuberung des Gesamtgebietes der Ausdrucks- und Charakterforschung, die Klages seit 30 Jahren geleistet hat, noch nicht Kenntnis zu nehmen vermochte. Bis vor kurzem wagten die solcherart Unwissenden sogar, es Klages zum Vorwurf zu machen, wenn sie nicht imstande waren, Pfuscherei von ernster Forschung zu unterscheiden.

Kapitel VI.

Sichere Befunde, fruchtbare Leitgedanken, offenbare Irrtümer.

Eine Charakterlehre vom Menschen, wie sie von sämtlichen neueren Autoren angestrebt, von Klages dagegen hingestellt worden ist, setzt das volle Verständnis und die möglichst vollkommene kritische Beherrschung zweier Grundsätze oder Prinzipien voraus, die letzte, nicht mehr rückführbare Sachverhalte bezeichnen. Diese beiden Prinzipien heißen: Polarität alles Lebendigen — besonders aber der Leib-Seele-Einheit als Grundlage des sogenannten Ausdrucks- und Ausdrucksdeutungsgesetzes (Reich des Bios). Und zweitens: das aus jenem nicht ohne weiteres ableitbare Prinzip, das sich nur im Menschen verwirklicht als Bewußtsein, Ich, Person, Geist, zweckedenkender Wille (Reich des Logos). Wie immer man die genannten beiden wirkenden Mächte abgrenzen oder theoretisch erklären oder werten oder leugnen mag — sicherlich gibt es niemanden, der nicht in irgendeiner Form diesen Unterschied schon bemerkt hätte. Allerdings gibt es und zwar schon aus rein logischen Gründen nur drei radikal klare Formen für die Anerkennung dieser „metaphysischen Wirklichkeiten": nach dem einen Schema begreift der Logos das Reich des Bios in sich, nach dem zweiten „entwickelt sich" der Logos aus dem Reiche des Bios, nach dem dritten stehen beide in ewigem Streit miteinander und müssen von Fall zu Fall versöhnt werden oder aber einer den andern vernichten. Beispiel für die Anwendung des ersten Schemas ist jede Form des philosophischen Idealismus, wie er sich am extremsten im Menschenbilde des protestantischen Christentums und des sogenannten deutschen Idealismus (Fichte) niederschlägt. Beispiel für die Anwendung des zweiten Schemas ist jede evolutionistische Denkweise, wie sie in England und Amerika fast unbeschränkt herrscht und in dem System von McDougall (S. 61 ff.) auf hohem Niveau in Erscheinung tritt; auch Janet und der größte Teil aller Positivisten gehört in diese Gruppe. Das dritte Schema, das den Widerstreit zwischen Bios und Logos als das große Urphänomen des menschlichen Daseins anerkennt, erscheint im Menschenbild des Katholizismus mit Wertakzent auf dem Logos, im Menschenbild von Klages mit Wertakzent auf dem Bios.

Es ist mir kein Versuch bekannt geworden, der neben den genannten radikalen Lösungen mit offener Sicht auf die letzten metaphysischen Wirklichkeiten nicht als flauer Kompromiß erschiene; die meisten verdienen sogar nicht einmal als Verlegenheitslösungen Beachtung.

a) Das Grundprinzip der Leib-Seele-Polarität und des Ausdrucks.

Der mit dieser Formel umschriebene Sachverhalt kann nicht richtig gesehen werden, wenn man nicht fähig ist, das Prinzip des Logos auszuschalten oder wenigstens so zu distanzieren, daß man mit einiger Sicherheit keine Fehldeutungen mehr begeht. An Tiermaterial finde ich die besten Beobachtungen und Erwägungen in dieser Hinsicht von Buytendijk gemacht; es ist kein Zufall, daß er sich mit dem Lebenswerk von Klages wie von Pálágyi gründlich auseinandersetzen mußte; daß er zu einer andern Position gelangt, hat wesentlich weltanschauliche Gründe; aber die Methodik der Beobachtung und der Fragestellung ist biozentrisch. Um an einer schlagenden Einzelheit das Ganze darzustellen: Buytendijk kann an Hand eines Kampffilms (Mungo und Brillenschlange) durch Berechnung der Zeiten zwischen der beginnenden Angriffsbewegung eines Tieres und der zugehörenden Abwehr- und Ausweichbewegung des anderen nachweisen, daß diese Reaktionszeit von kleinerer Größenordnung ist, als sie für das Minimum der „Reflexbögen" in beiden Tieren erforderlich wäre. Diese Tatsache bedeutet: das Reflexschema: Sinnesorgan — afferenter Reiz — Zentralorgan — efferenter Reiz — Erfolgsorgan, das sich für gewisse isolierende künstliche Versuchssituationen als gültig oder wenigstens rechnerisch brauchbar erwiesen hat, reicht für den beobachteten und mit Zeitlupe in seiner Dauer meßbaren Sachverhalt nicht aus. Die Einheit des vitalen Geschehens zwischen den zwei Individuen ist intimer, unmittelbarer, als es das rationale Reflexschema zu erklären erlaubt, oder: die gemeinsame Situation läßt sich nicht mechanistisch auflösen in eine Ausdrucksbewegung bei einem Individuum, die vom anderen wahrgenommen, gedeutet und mit einer zweckentsprechenden Bewegung beantwortet wird. Und nicht anders steht es mit jeglichem vitalen Sachverhalt, dem wir bei Mensch und Tier begegnen: er wird von einem vital entsprechend befähigten zweiten Individuum unmittelbar, ohne Umweg über einen Deutungsvorgang vom Typus des rationalen bewußten Erklärens, in der Anschauung erfaßt. Wer solche Vorgänge bei Tieren nicht zum ABC des vitalen Geschehens rechnet und als Grundlage seiner

Beziehungen zur Welt des Bios hinzunehmen vermag, sondern von einem intellektualistischen Erklärungszwang ihnen gegenüber sich gequält fühlt, der ist nicht tauglich zur Ausdrucksforschung und kaum empfänglich für die zentralen Probleme der Charakterkunde.

Auf den Menschen umgestellt bedeutet nämlich die erwähnte Einzeluntersuchung von Buytendijk: die Ausdruckserscheinungen sind das ursprünglichste Material jeder nicht vom Logos ausgehenden Psychologie; sie sind im vollsten Sinne „vorgegeben", wie sämtliche übrigen Phänomene im Bereiche des Bios. Etwas ganz anderes ist die sekundäre methodische Frage: wie sind Ausdruckserscheinungen in unserer rationalen Sprache deutbar und wie streng wissenschaftlich erforschbar? In den meisten Erörterungen zum Ausdrucksproblem, die wir heute im Schrifttum finden, redet man wie die Blinden von der Farbe — man verlangt wohl gar nach theoretischen Beweisen für die Existenz der Ausdruckstatsachen, da man, von Mechanistik oder Formalismus verblendet, an die sinnliche Wirklichkeit unmittelbar nicht heran kann.

Keine Ausdruckserscheinung und keine unmittelbare Erfassung einer Ausdruckserscheinung ist verständlich ohne die Anerkennung von Gemeinsamkeiten unter Individuen der gleichen Art und weiterhin in abnehmender Stärke unter allen Arten, mit denen die Herstellung einer Ausdrucksgemeinschaft möglich ist: vom vierbeinigen Haustier bis zu Vögeln und Fischen (die man durch Streicheln vertraut machen kann) läßt sich solches Aufeinander-Abgestimmtsein beobachten und läßt sich auf Grund der unterscheidenden Beobachtung die Eigenart von Gattungen und Individuen feststellen und beschreiben. Man kann dafür den Terminus des „Verhaltens" anwenden, muß sich nur hüten, der weltanschaulichen Dogmatik von Mechanisten damit zu verfallen. Die erste Aufgabe, vielleicht sagt man noch besser die Voraussetzung jeder charakterologischen Betrachtungsweise besteht darin, dem gesamten Bestande solcher vitalen Sachverhalte offen zu sein und sie von Fall zu Fall gültig zu beschreiben — dies aber heißt, Denkformen bereitzustellen, die zu solcher Beschreibung taugen.

Damit stoßen wir auf das Grundprinzip, das allein die Basis für ein derartiges Unternehmen abgibt und daher nicht zufällig in allen großen Systemen der Naturbeschreibung vorgefunden wird, wenn auch die methodische und logische Fundierung mannigfache Schwächen aufweist, die aus einer Nebenwirkung von andern Leitsätzen der betreffenden Systeme herrühren. Vor allem Aristoteles und Thomas von Aquin, Goethe samt seinem Lehrmeister Herder und seinem Schüler Carus, dann

Nietzsche und heute Klages treffen sich in dem Hauptprinzip: was alle Sprachen mit Worten wie „Leib" und „Seele" kenntlich zu machen trachten (gleichgültig, was das unter irgendeiner „An-sich"-Betrachtung sein mag), steht zueinander in der engsten Beziehung von Sinn, Form, Ausdruck, ist jedoch nicht mit der Kategorie der Kausalbeziehung zu erklären. Unter solchen Beziehungen, die „enger", das heißt eindeutiger und gestalthafter sind als Kausalbeziehungen, sind beispielsweise zu verstehen folgende Sachverhalte: es gibt gar keine nur-leiblichen oder nur-seelischen Vorgänge außer im Denksystem von Formalisten; jeglicher Vorgang, den wir zu besonderen experimentellen Zwecken isoliert zu studieren versuchen, sei es in physiologischer oder psychologischer Hinsicht, hat „in Wirklichkeit" dennoch seinen psychischen bzw. physischen Wirkungswert, wie man das mittels des „psychogalvanischen Reflexphänomens" und ähnlicher Feinmethoden auch objektiv aufzuweisen vermag. Ferner: kein Erlebnis, das auf ein derartiges leib-seelisches Funktionssystem wirkt, kann durch Beobachtung nur der physischen oder nur der psychischen Folgen objektiv vollständig beschrieben werden; daher ist streng genommen die mechanistische Beschreibung vitaler (z. B. physiologischer) Vorgänge oder die phänomenologisch-psychologische Beschreibung von Erlebnissen objektiv falsch, sofern sie nicht eigens absichtlich für ein theoretisches Sonderinteresse zugestutzt werden sollte und deshalb bewußt in eine Spezialistensprache übertragen worden ist.

Nicht hingegen ist mit der Zwei-Einheit oder Polarität gemeint: 1. daß zwei „eigentlich" irgendwo für sich bestehende Wesenheiten gedanklich vereint seien, wie das alle Intellektualisten mißverstehen, wunderlicherweise auch Goldstein, der seit Jahren um eine begriffliche Formulierung dieser Art für seine durchaus hierher gehörigen Befunde ringt und dennoch gegen die hier geschilderte Lösung polemisiert — übrigens so, als habe irgendein anonymer Privatmann sie ausgeheckt, während doch die gewaltigste Ahnenschaft dahintersteht. Und 2. ist nicht damit gesagt, daß „Eigenschaften" des Körperbaus zu „Eigenschaften" des Charakters in derartig gesetzmäßiger Beziehung stünden, daß man aus dem Vorhandensein der einen Kategorie von Eigenschaften auf die in Wahrheit fast inkommensurablen der andern Kategorie mit einiger Sicherheit schließen könne. Eine brauchbare Korrelation ergibt sich, wie dargelegt, erst für das Verhalten (Ausdrucksbewegung und Handlung) und gewisse entsprechende echte Charaktereigenschaften. Darüber wird sogleich noch etwas zu

sagen sein. Über „Symbolik der menschlichen Gestalt" hat immer noch Carus (1853) den reichhaltigsten und weitesten Überblick gegeben. Die neueren Erkenntnisse zu diesem ziemlich vagen Thema reichen nur für einige gute Aperçus.

b) Der Aufbau des Charakters.

Was den Aufbau des Charakters anlangt, so bedeutet das Prinzip der Leib-Seele-Einheit, daß die Konstitution, die ein Individuum aus Erbgut und Lebensraum mitbringt, ebenso seine seelischen Anlagen wie seine Haut-, Haar- und Augenfarbe und die Funktionstüchtigkeit seiner Organe betrifft. Die entgegengesetzte Theorie kann nur als Symptom einer weltanschaulichen Tendenz betrachtet werden, die auf das Ideal der Gleichheit aller Individuen, meist in politischer Meinung, hinausgeht. Als das mindeste, was als Anlage gegeben ist, wäre eine Temperaments-Konstante anzusehen (über Gründe zu deren Verschiebung im Verlaufe des Lebens aus gegensätzlicher Erbanlage vergleiche S. 41), für die möglicherweise eine Art von „Drüsenformel" mit humoralen und vegetativen Eigenartszügen fixierbar sein wird. Über Grad, Ursachen und Häufigkeit von erheblichen Schwankungen, Wandlungen und Entwicklungen des sogenannten „Temperaments" sind wahrscheinlich noch wertvolle Erhebungen zu machen.

Hierher gehört auch im wesentlichen das Begabungsproblem, das wir wegen seiner außerordentlichen Kompliziertheit nicht eigens aufgerollt haben. Wegweisend für künftig wird wohl der von Klages aufgestellte, noch kaum verstandene Grundsatz sein, daß „Begabungen" nur vom Gesichtspunkt der Gestaltungskraft an ihrer natürlichen Stelle im Aufbau der Persönlichkeit erscheinen, wie umgekehrt der Hauptanteil aller Gestaltungskraft nur vom Boden der Ausdrucksbegabung zu erfassen ist, und daß auch die genießende Teilhabe an gestalteten Werken auf latenter Ausdrucksbegabung in der fraglichen Richtung beruhe. Auch hier geht es um den Durchbruch einer biozentrischen Erscheinungsforschung gegen die maßlosen Übertreibungen logozentrischer Konstruktionen.

c) Charaktereigenschaften. — Das Schichten-Gleichnis.

Was man sinnvollerweise Charaktereigenschaften nennen könne und was nicht, hat Klages ebenfalls wiederholt so weit grundsätzlich geklärt, daß es schwer fällt, sich um das un-

wissende und harmlose Gerede noch zu kümmern, das nicht etwa nur in populären Kompilationen, sondern in Büchern mit methodisch-wissenschaftlichen Allüren heute noch aufgetischt wird. Gewiß ist das Problem nicht einfach, weil es nämlich in keiner Weise auf ein nur logisches Problem reduzierbar ist, sondern eine vertiefte Einsicht in den Aufbau von Charakteren und eine solide Kenntnis vieler spezieller Einzelheiten voraussetzt. Klages geht in seinen späteren Erörterungen davon aus, daß Charaktereigenschaften jedenfalls etwas vollkommen Andersartiges sind als Dingeigenschaften, weshalb man zu Scheinerkenntnissen und praktisch zu absurden Trugschlüssen gelangt, wenn man in dinglichen Kategorien über sie denkt. Vielleicht darf man so weit gehen, zu behaupten, daß durch formal-logisch richtiges Schlüsseziehen unter Benutzung kategorial falscher Denkformen sogar richtige Ausgangsbeobachtungen zu barem Unsinn verarbeitet werden können. Ein drastisches Beispiel: Aufrichtigkeit gilt mit gutem Recht als eine für das intime Zusammenleben von Menschen, für echte Gemeinschaft wichtige Gesinnung oder Verhaltungsweise. Man kann die mit solchen Worten gekennzeichnete Tendenz aber nur unter sorgsamer Beachtung gewisser charakterologischer Grundtatsachen als „Eigenschaft" behandeln, besonders wenn man auch den Wertakzent einbezieht. Ein so großzügig zur Aufrichtigkeit neigender Mensch wie Bismarck war unter dem Druck politischer Zwangslagen nicht nur zur Anwendung von Listen aller Art fähig, sondern auch starken Selbsttäuschungen unterworfen, die ihn gelegentlich in den Verdacht gerade der Unaufrichtigkeit bringen. Und ein in uferlosen Bekenntnissen fast selbstgenießerisch schwelgender Psychopath (= an seiner Seele Leidender) wie Rousseau geriet gerade durch die Inbrunst seiner Preisgabe in flagrante Unaufrichtigkeiten durch Umfärbung von Sachverhalten. Umgekehrt gibt der machiavellistische Kult von List und kaltherziger Berechnung eine starke Gewähr für persönliche Aufrichtigkeit (Friedrich der Große).

Wiederum etwas anderes ist jene penetrante taktlose „Aufrichtigkeit", die sich verpflichtet glaubt, jeden Begegnenden über sein eigentliches Wesen aufzuklären, ohne daß der „Jedermann" dazu herausgefordert oder für die Belehrung irgendwelches Verständnis hätte — hier handelt es sich meist um die Anmaßung einer in sich selbst ungefestigten und mit sich tief unzufriedenen Persönlichkeit, die sich gleichsam an die falsche Adresse wendet mit ihrer Aufrichtigkeit. Ganz entgegengesetzt verläuft unter Um-

ständen die offene Kritik des Sachkundigen an solchen Leistungen anderer auf seinem Gebiet, die in auffälliger Weise hinter dem Anspruch zurückbleiben, mit dem sie auftreten: aufrichtige Kritik dieser Art geschieht nämlich oft aus Leidenschaft für eine Sache unter Hintansetzung persönlicher Interessen, die es nahelegen würden, lieber sich der Sympathien der um die gleiche Sache Bemühten zu versichern. Aber gleich nebenan wohnt der Querulant, dem sich die Maßstäbe für sein Rechthaben und das Unrecht der andern ins Paranoide verschieben.

Eine grundsätzliche und systematische Bearbeitung des charakterologischen Eigenschaftsproblems muß jedoch nicht nur den kategorialen Unterschied von der Dingeigenschaft im Auge behalten, sondern sich klar auseinandersetzen mit dem sogenannten Schichtenproblem. Dieses ist im Laufe der letzten Jahre in mehreren untereinander nicht vergleichbaren Weisen dargestellt worden (von Stern, Pfänder, Jaensch, Nohl, Prinzhorn u. a.). Es ist höchste Zeit, in dem recht verwickelten Komplex, der sich da unter dem einen Wort herausgebildet hat, methodisch Ordnung zu machen, denn die Gefahr des Wortfetischismus ist an dieser Stelle, wo so zahlreiche Bedeutungsanalogien anklingen (geologische, anatomische, religiös-ethische, soziale usf.), besonders groß. Ich halte bislang nur den Ansatz von Pfänder und meinen eigenen für fruchtbar („Um die Persönlichkeit" S. 90 f.) und werde den letzteren in der „Persönlichkeitspsychologie" als ein wichtiges methodisches Gerüststück ausführen, muß daher hier auf systematische Erörterungen verzichten. Schematisch dargestellt ist folgendes der Sinn der Schichten:

„ICH"

Person

unpersönlich unbewußt Geschehen Trieb	Bios Wachsen	Logos Ordnen	unpersönlich bewußt Machen Wille (Interesse)
Lebensgrund „ES"	Eigenschaften Begabungen	Haltungen Fertigkeiten	Objektivierung (Tendenz mechanistisch-formalistisch)
Individuum			
Charakter			
Persönlichkeit			

„Eigenschaften" wurzeln in ganz verschiedenen „Schichten" und wirken sich in verschiedenen Schichten aus; danach bemißt sich der Rang ihrer Festigkeit, Stetigkeit, Wandelbarkeit.

d) Das nur-menschliche Grundprinzip Geist—Wille.

Wir wollen das Schichtengleichnis als Brücke zu dem zweiten Prinzip: dem nur-menschlichen bewußten Geist—Willen benutzen, da dieses in unserem Schema sich friedlicher gibt als bei Klages. Dadurch wird die Nervosität der Zeitgenossen geschont, die ihren Geist sogleich in die Säue fahren sehen, wenn man dessen Hochmut der Wachstumsfülle des Bios-Reiches gegenüber, aus dem wir alle unsre Wesensgestalt empfangen (nicht gemacht) haben, ein wenig dämpft oder ihm gar seine Laster und seine Bösartigkeiten vorhält. Am Ende läßt sich aus den Varianten einer solchen Reaktion noch ein brauchbarer Test zur Charaktererforschung von Psychologen machen. Lassen wir alle Wert- und Kampfgesichtspunkte beiseite, die für ein paar Jahre die Zeitgenossen geärgert und dadurch ihre kritischen Fähigkeiten eingeengt haben, so bleibt ein völlig nüchternes, zunächst biologisch ansetzendes deskriptives Problem übrig: wie beschreibe ich das Verhalten des Menschen, sofern es sich vom Verhalten des Tieres unterscheidet? Widmet man sich diesem Problem unbefangen, so bemerkt man, daß zur Kennzeichnung des menschlichen Verhaltens ein paar Worte, also Begriffe üblich und unentbehrlich werden, die zur Kennzeichnung des untermenschlichen Lebewesens durchaus entbehrlich sind, wenn wir nicht poetisch anthropomorphisieren. Es sind nur sehr wenige kategoriale Gruppen von Begriffen, um die es sich da handelt, denn die Gesamtheit der leibseelischen Lebensvorgänge wurde ja einheitlich für alle Lebewesen, wenn auch in verschiedenen Stufen der Entfaltung angesetzt. Dem Menschen bleiben als Errungenschaften nur: erstens jene schöpferische Zwischenschicht, aus der Sprache, Werkzeug, Abbildungsdrang entstanden sind, zweitens der auf vorausgedachte Zwecke gerichtete Wille, drittens der abstrahierende Verstand. Zentralbegriff für die Ordnung dieser Errungenschaften im Individuum ist das Ich, das Bewußtsein seiner selbst. Wir werden, wenn wir unsere Charakterkunde verwenden wollen, um den Aufbau der Persönlichkeit gültig darzustellen, nicht umhin können, die Schicht des nur-menschlichen Verhaltens und der geistigen Leistung, die sich im Kulturgut einiger Jahrtausende niedergeschlagen hat,

mit gebührender kritischer Besonnenheit aus dem Zusammenspiel der beiden eigentlich nicht gut verkennbaren Grundprinzipien zu verstehen. Einigen wir uns darauf, daß dies wenigstens eine sehr erwägenswerte „Arbeitshypothese" sei — das wäre eine Art von Schafspelz, in dem der Wolf der Erkenntnisse von Klages wohl in die Hürden der akademischen Wissenschaft eingelassen werden dürfte.

Nach einer derartigen sachlichen Absteckung des Forschungsfeldes, wie sie stillschweigend oder unter Schmähung des unbequemen Initiators Klages in den letzten Jahren auf allen Seiten bereits versucht wird (wir stießen wiederholt auf Ansätze dazu in unserer Überschau), werden vor allem drei Probleme, die in der letzten Zeit recht im argen gelegen haben, endlich einmal (wieder) an dem ihnen zukommenden Ort erscheinen anstatt als Aushängeschild an einem konstruierten Begriffsgerüst:

1. die Trieblehre als Grundlage aller dynamisch-biologischen Sachverhalte, die sämtliche Lebewesen betreffen, beim Menschen jedoch mehr und mehr überlagert sind von jener andersartigen Gruppe von Tendenzen, die man zusammenfassen kann als
2. die Interessen, Triebfedern oder Willensrichtungen. Sobald man diese erste grobe Gruppierung richtig getroffen hat, wird sich
3. die Stellung des Ich innerhalb der Gesamtpersönlichkeit und in dem Beziehungssystem Umgebung und „Welt" wieder in einer Weise klären, daß dadurch einem anthropologischen Denken (im Sinne einer „Wirklichkeitslehre vom Menschen") der Boden bereitet ist. Dann ergäbe sich die Möglichkeit, zu einer neuen „Phänomenologie des Ich" auszuholen, die Oesterreich im ungünstigsten Zeitpunkt, fast ohne auf Leser rechnen zu können, denen jene Phänomene bekannt und wichtig waren, 1910 gewagt hat.

Bedingung für jede ernsthafte Forschung wäre freilich, daß wenigstens einigen Philosophen, Psychologen, Biologen in Fleisch und Blut übergegangen wäre, was Nietzsche unter anderem 1874 in der dritten „Unzeitgemäßen Betrachtung" und später noch oft in mancherlei Wendungen bereits als Voraussetzung für Erkenntnisse am Menschen formulierte: „—, wenn doch alles Zeugnis von unserm Wesen ablegt, unsre Freund- und Feindschaften, unser Blick und Händedruck, unser Gedächtnis und das, was wir vergessen, unsre Bücher und die Züge unsrer Feder." Das ist die

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK WIEN

Ausdrucksseite aller Erscheinungen. Dazu käme das vornehme und seltene Phänomen der intellektuellen Redlichkeit, für das Klages 1899 den klaren Satz fand:

„Ehe eine Menschenkunde im großen erblühen könnte, müßten die Denker verlernt haben, sich der Eitelkeit, der Selbstsucht, des Neides, der Bosheit, der Todesfurcht und der Vergeßlichkeit zu schämen."

e) Das Wertproblem.

Ohne eine befriedigende Klarheit in den soeben genannten drei Hauptproblemen verlohnt es sich nicht, die früher in der Charakterkunde führenden pädagogischen und ethischen Probleme neu aufzurollen. Denn sonst würde das vertiefte Wissen vom Charakter doch wieder allzu naiv propagandistisch verwendet und büßte gerade das ein, was durch die Erkenntnisse eines Nietzsche, eines Klages zum erstenmal für viele sichtbar und bei redlicher Bemühung auch fruchtbar wird: die natürliche Hierarchie der Werte. Nachdem eine „liberale Gesinnung" vor 100 Jahren in starken, unabhängigen und zugleich wertsicheren Geistern ihre mannhaft-stolze Bahn begonnen hatte (Freiherr vom Stein, E. M. Arndt!), ist unter den Verführungen eines mechanisch gleichmacherischen Sozialismus im Laufe der Zeit aller „Liberalismus" so flach und flau geworden, daß heute die Besinnung auf ein beständiges Wertgefüge für die Volksgemeinschaft geradezu revolutionär wirkt. Gehört nun zur liberalistischen Wertorientierung das Bedürfnis nach Relativierung des Gewordenen als eines „Zufallsproduktes", so gehört zu der entgegengesetzten Tendenz — nennen wir sie einmal die organische — das Bedürfnis, überall wachsende Gestalt als das anzuerkennen, was sie ist und im Vergleich mit ehrfürchtig hingenommenem Wachstum und Gestaltwerden eher das „freie" Werk des Menschen als fragwürdig zu betrachten und zu werten. Das ist der biozentrische Ansatz des Wertproblems. Er bildet geradezu eine Wesenseinheit mit der charakterkundlichen Betrachtung. Hat man diese Seite der Wirklichkeitslehre einmal begriffen, so ist man gewappnet gegen alle formalistischen Einwände von der Art: entweder sei Charakterologie objektive Wissenschaft, dann müsse sie wertfrei sein, oder sie sei Wertwissenschaft, dann gehöre sie zur Philosophie und Weltanschauungslehre, nicht zum Kreise der biologischen Wissenschaften.

In Wahrheit hat Charakterologie die methodischen Mittel so weit zu klären, daß sie ohne logistische Nebenabsichten den gemeinten

Sachverhalt erfassen kann — im Augenblick, wo sie dazu fähig ist, „erscheint" im vollen Bilde der Wirklichkeit die Hierarchie der Werte.

Sie festzuhalten und als Wertsystem für die schwankende Welt des Menschen auszubauen, ist gewiß eine Aufgabe für sich. Dabei wird das geistige Werkzeug lediglich benutzt, nicht läßt sich aus ihm das Ordnungsgesetz herleiten — sonst würde es allzu rasch und unaufhaltsam bei einem formalistischen Endziel ankommen, wie überzeugend organisch auch die ersten Stufen der Ordnung noch sein mögen. J. von Uexküll hat in seiner Abhandlung „Staatsbiologie" ein biozentrisches Bild für die Gemeinschaftsform des Staates skizziert; noch besser läßt sich ein derartiger Gedankengang für kleinere Gemeinschaftsgruppen durchführen, da ein „Staat" in jedem Falle ein hoch rationalisiertes Gebilde ist, das sich vorwiegend an die bewußten und willentlich gelenkten Impulse seiner Glieder mit formulierten Forderungen wendet, was im Lebensraume untermenschlicher Wesen noch nicht nötig ist. Hingegen ist jede echte Liebesgemeinschaft, am deutlichsten in der Familiengruppe, also auf der Basis der Blutsbindung, gleich-ursprünglich mit der engsten auffindbaren Blutsbindung anderer Lebewesen und dies genau in dem Maße, wie sie noch nicht erschwert ist durch die „Individualisierung", das heißt die Vereinzelung der Glieder als bewußte Personen, als Iche. Wenn dieser Ansatz des Urkonflikts zwischen der Gemeinschaft und dem Einzelnen richtig ist — ich habe ihn in meiner „Psychotherapie" systematisch durchgeführt, ohne daß man bisher viel Kenntnis davon genommen hat —, so müßte mit zunehmender Geistigkeit auch die Not der Vereinzelung und der Zerfall statt der erwünschten festen Gemeinschaftsbindung immer fataler werden, während man gleichzeitig immer gescheiter davon redet. Ob das stimmt, überlasse ich der Einsicht des Lesers. Nur hüte sich dieser vor dem kindischen Mißverständnis, als brauche er nur etwas Geist aufzugeben oder in Schwärmerei für vergangene Zeiten anzulegen, um gleich der ehemaligen Kräfte teilhaftig zu werden. Durch Propagierung solcher suggestiven Fälschungen über ein biozentrisch angelegtes Weltbild haben Fortschritts- und Gleichheitsapostel aller Spielarten bereits solchen Erfolg bei Harmlosen gehabt, daß unter den politisch eingespannten Köpfen, die heute darum ringen, eine sichere Verständigungsbasis für kulturellen Aufbau aus der besten Eigentradition zu finden, nicht ein einziger ist, der die Situation anders beurteilte als die vielgeschmähte Linkspresse — eine echt

deutsche Schildbürgerei, aber diesmal eine tragische. Es gibt heute keine kulturpolitische Gruppe, die es sich leisten kann, den stärksten und zukunftsträchtigsten Geist der jüngsten Vergangenheit, Friedrich Nietzsche, zu ihren Führern zu zählen. An dieser Groteske werden vermutlich auch die ernstzunehmenden „Bewegungen" scheitern, während Mussolinis Bahn vielleicht durch manche kritische Phase hindurchgekommen ist, weil er sich erfolgreich bemüht hat, den Glanz von Nietzsches Wahrworten auf dem Bilde seiner Taten funkeln zu lassen, das er der begeisterungsdurstigen Menge bot.

Das Wertproblem in der Charakterkunde kann man angesichts der soeben gestreiften aktuellen Ereignisse auch so formulieren: die meisten Autoren stehen heute noch durchaus vor Nietzsche in ihrer Denkart, ihrer Begriffssprache, ihrer Anschauungsweise. Ihnen handelt es sich darum, für den Fortschrittsmenschen des 19. Jahrhunderts, vielmehr meistens nur für eine seiner Spielarten, nachträglich eine Ideologie zu bauen, die sich etwas sorgsamer mit dem psychischen Gefüge der Person einläßt, als soziologische und philosophische Ideologien es getan haben. Nach wie vor werden längst verblaßte Ideale der jüngsten Vergangenheit genannt, während alles darauf ankäme, aus tieferer Besinnung die Anknüpfung an stärkste und bewährte Grundkräfte menschlichen Wesens zu finden. Aber was wird nicht alles aus praktischen Gruppenzielen und vagen Wunschphantasien dogmatisch konstruiert und durch mehr oder weniger gültige Berufung auf sympathische Persönlichkeiten legitimiert! Das gemeinsame Kennzeichen aller derartigen Programme, die durchweg einem blinden romantischen Imperialismus huldigen und aus provinziellem Vereinsdünkel meist für die kulturellen und realpolitischen Wirklichkeiten jenseits der Landesgrenzen noch doppelt blind sind, ist ein robuster Aktivismus der Sprache, pharisäische Ablehnung gerade der Gleichgesinnten, die sich von dem Gruppenfetischismus fernhalten, äußerste Scheu gegen reife kritisch-psychologische Welt- und Menschenkenntnis, kurzum der naive Glaube an ein Dogma, das nichts ist als eine geschwollene Selbstdarstellung.

In schroffem Gegensatz dazu ist die Aufgabe des nach-nietzscheschen Menschen, der bis heute erst in wenigen Exemplaren sichtbar ist: einen Reinigungsprozeß am Bilde des Menschen vorzunehmen und dabei die leeren Züge, die bloßen Fassaden zu beseitigen, um den Wesenskern vielleicht noch einmal zu freier Entfaltung gelangen zu lassen. Es wird deshalb (psychologisch!)

zurückgegriffen auf die stärksten Gestalten und die mächtigsten Kulturgebilde bis in frühe „primitive" Zeiten, um sich den Blick frei zu machen für das Ausmaß von Persönlichkeiten und Leistungen. Nun aber nicht, um sich schülerhaft daran zu berauschen und sich im Pubertätsstil zu brüsten mit dem festen Willen, es einem Napoleon, Cäsar oder Friedrich gleichzutun, sondern vielmehr um in strengster Selbstbesinnung zu lernen, um aus Ehrfurcht vor Überragenden und aus kritischem Einblick in Gefährten, Gegner und ins eigne Ich das rechte Augenmaß zu gewinnen für die jetzt und hier vorhandene Wirklichkeit. Was dem erbarmungslosen Urteil eines Nietzsche nicht standhielte und was seiner Zustimmung nicht gewiß sein könnte, das sollte sich ein wenig zurückhalten; es macht sich ganz im Vordergrunde der Ereignisse sonst lächerlich — so in der Charakterkunde wie im öffentlichen Leben. Daß bei uns Lächerlichkeit nicht tötet (das heißt einen Wichtigtuer automatisch aus der öffentlichen Diskussion ausschließt), ist ein schwerer Schaden unseres geistigen Lebens — schwerer ist der andere, daß man die unbestechlichen Hüter unserer besten Überlieferung auszuschließen wagt, um sich selbst mit einem schlechten zweiten Aufguß ihres Geistes wichtig zu machen. Das richtig gestellte Wertproblem in der Charakterkunde gibt uns sofort die Mittel an die Hand, derartige Praktiken so zu kennzeichnen, daß sie nur noch aus tendenziöser Bosheit durchgeführt werden können, nicht wie heute meist aus Torheit und ungebildetem Hochmut.

Um noch eine letzte Formel für das richtig gestellte Wertproblem hier anzuschließen: es liefert uns die Begriffe zur Unterscheidung zweier Grundarten von Bindungen des Einzelnen, der Bindung an das Leben und der Bindung an den Geist. Der Hauptakzent liegt auf den Bindungen in der vitalen Schicht, die als sichere Geborgenheit erlebt werden — Bindungen des Blutes und des Lebensraumes. Alle andern Bindungen (kulturelle, soziale, moralische) sind daneben relativ schwach und gewinnen an Mächtigkeit erst in dem Maße, wie sie aus dem vitalen Wurzelgrund genährt werden. Sie verflachen und werden äußerlicher in dem Maße, wie sie formalistisch erstarren als Regeln, die künstlich oder gar gegen die vitalen Bindungen aufgepfropft werden. Ob ein Individuum sich für die formalistische Wertung (logozentrisch) entscheidet oder nicht — vor allem aber, ob es sich gar nicht entscheidet, sondern nur seinem persönlichen Vorteil von Augenblick zu Augenblick nachspringt und sich jederzeit dem Meistbietenden feilhält, das sind unbequeme, aber entschei-

dende und im Bereich einer Wirklichkeitslehre vom Menschen nicht vermeidbare Grundfragen.

Bekanntlich ist sogar schon der einfache psychologisch-biologische Sachverhalt „Charakter" ganz entgegengesetzten Werturteilen unterworfen. Auf der einen Seite steht die hier als biozentrisch gekennzeichnete Anschauung, der in einem hierarchisch geordneten Lebensraum alles und jedes Lebendige nach seiner Art und Leistung an seinem Ort voll sich auswirkend erscheint, so daß jede Abweichung davon bereits als Störung auffällt. Also ist es dieser Anschauung gemäß geradezu ein Axiom, daß jedes Lebewesen seiner Eigenart gemäß eingebettet sei, in Erscheinung trete und seine natürliche ihm gemäße Geltung habe. Dagegen erheben sich auf der andern Seite drohend die logozentrischen Aspekte mit ihrer Ideologie von der Gleichberechtigung aller Individuen, wozu denn auch logischerweise eines Tages gehört, daß der Lebensraum und die persönlichen Funktionen nach Möglichkeit formalistisch auf gleiche Einheiten zugestutzt werden (Rußland). Also ist es für diese Anschauung ein Axiom, daß verschwinden müsse, was dem Typus „Massemensch" widerspricht. Zum Massemenschen führen Zugänge von mindestens drei verschiedenen Seiten: erstens der liberale Kult der Individualität unter Führung der Ratio (aller Formalismus); zweitens der Kult der großen Zahl, der zugleich gegen die natürliche Führung durch überlegene Einzelne ging (Proletariat, heute Ideologie des fortschrittlichen Bürgertums); drittens der Kult „des Menschen" als des Erlösungsbedürftigen, der in die Welt „geworfen" sei — äußerste Spitze des intellektuellen Individualismus oder Protestantismus. Alle diese Gruppen werden sich sperren müssen gegen Charakterkunde und zumal gegen eine biozentrische Wirklichkeitslehre, die sich verspricht, auf ihrem Wege eine Hierarchie der Werte zu finden, bei einer philosophischen Anthropologie als „Wirklichkeitslehre vom Menschen" herauszukommen und die wesentlichen Kennzeichen einer religiösen Weltbeziehung zu besitzen, die zwar von der christlichen und jüdischen abweicht, aber gewiß nicht ins Flache, sondern ins Tiefe.

Sehr schwer zu erklären ist die Beziehung des im Vorausgehenden angedeuteten biozentrisch ansetzenden Wertproblems zu dem Begriff des „Echten". Ohne Zweifel reicht dieser (übrigens nur in der deutschen Sprache vorkommende, in andern Sprachen nur sehr umständlich umschreibbare) Begriff am tiefsten in den Kern des Problems hinein. Aber das logisch gegensätzliche „Unechte" ist natürlich nicht allein brauchbar zur Kennzeich-

nung der von einem Echtheits-Zentrum sozusagen abweichenden Entwicklungen. (Ich habe die Frage 1926 auf dem Internationalen Psychologenkongreß in Groningen behandelt, die Entscheidung über die Haltbarkeit der dort versuchten Wertskizze jedoch noch hinausgeschoben.)

Der Ausblick auf solche weitgespannten Hintergründe hinter der wohlumrissenen Charakterologie als Wissenschaft von den Charakteren war unerläßlich, damit man die hie und da zu findenden Anspielungen auf eine künftige hohe Aufgabe der Psychologie recht versteht. Bei Schopenhauer und Nietzsche begegnen uns Forderungen und Hoffnungen in dieser Richtung nicht selten, bei Janet und McDougall wie bei Freud treten sie auf und Klages legt gar ein ganzes System nicht nur als Skizze an, sondern führt es im großen aus. Was hier um das neu abgesteckte Gebiet der Charakterkunde herum an Klärungen des Menschenbildes in biologischer und anthropologischer Richtung geschehen ist, das läßt sich wahrhaftig nicht mehr mit der Überheblichkeit vieler Forscher als vorläufiger Versuch beiseite schieben. Gegenüber allen Wunschphantasien, als werde „man" demnächst an den erwünschten Aufbau der wissenschaftlichen Charakterkunde gehen, und dem Glauben einiger, dies sei ihnen soeben gelungen, habe ich, wie mir scheint, in diesem Bericht Punkt um Punkt erwiesen, was ich seit Jahren tauben Ohren nahezubringen trachte: daß wir in Sachen der Charakterkunde das einmalige geschichtliche Ereignis, dem jeder Zweig der Wissenschaft sein künftiges selbständiges Wachstum zu verdanken pflegt, seit 20 Jahren hinter uns haben, während nur noch eine im Vergleich damit bescheidene Ausbauaufgabe vor uns liegt. Wir besitzen im Werk von Klages so gewiß den maßgebenden Grundriß des künftigen biozentrischen Menschenbildes, wie wir — um recht verschiedenartige Vergleiche zu ziehen — in Newton die Grundzüge der neueren physikalischen Denkweise, in Kant die Grundzüge der modernen Erkenntnistheorie, in Marx das leitende Programm für eine sozialistisch geordnete Welt besitzen.

Das wichtigste Schrifttum.

Die hier gebotene Übersicht ist ausführlicher als in den anderen Bänden dieser Sammlung, weil auf dem Gebiete der Charakterkunde noch keine Überlieferung sich herausgebildet hat, ein richtiger Eindruck von der großen Mannigfaltigkeit der vorhandenen Literatur daher erwünscht sein mag. Vollständigkeit konnte nicht angestrebt werden.

Abraham, K.: Psychoanalytische Studien zur Charakterbildung. Wien 1925.

Achille-Delmas, F., et Boll, M.: La personnalité humaine. Son analyse. Paris 1922.

Adler, A.: Über den nervösen Charakter. Grundzüge einer vergleichenden Individualpsychologie und Psychotherapie. Wiesbaden 1912. 4. Aufl. 1928.

—,—: Menschenkenntnis. 3. Aufl. Leipzig 1929.

Adickes, E.: Charakter und Weltanschauung. Leipzig 1917.

Alexander, F.: Psychoanalyse der Gesamtpersönlichkeit. Wien 1927.

Allers, R.: Das Werden der sittlichen Person, Wesen und Erziehung des Charakters. Freiburg 1929.

—,—: Wille und Erkenntnis in der Entwicklung und Beeinflussung des Charakters. Arch. f. Psychiatrie, Bd. 85, 1928.

—,—: Medizinische Charakterologie in Brugsch-Lewy: Biolog. d. Person, Bd. II, 1931.

Allport, F. H.: Social psychology. Boston 1924.

Allport, F. H., and Allport, G. W.: Personality traits: their classification and measurement. Abn. and Soc. Psychol., Bd. 6, 1921.

Apfelbach, H.: Der Aufbau des Charakters. Wien 1924.

Arnheim, R.: Experim.-psychol. Untersuchungen zum Ausdrucksproblem. Psychol. Forschung, Bd. 10, S. 1—132, 1928.

Baade, W.: Zur Lehre v. d. psychischen Eigenschaften. Zeitschr. f. angew. Psychologie, Bd. 15, 1920.

—,—: Über die Begriffe der Arbeit, Behavior, Funktion, Handlung, Leistung. Bericht über d. J. Kongreß f. exp. Psychologie in Marburg 1921, Jena 1922.

Bahnsen, J.: Beiträge zur Charakterologie. 2 Bde., 1867, Neuaufl. 1931 bei Barth, Leipzig.

—,—: Mosaiken und Silhouetten. 1876, Neuaufl. 1931 bei Barth, Leipzig.

Baldwin, J. M.: Social and ethical interpretations in mental development. A study in social psychology. New York 1899. — Deutsch: Das soziale u. sittl. Leben erklärt durch die seelische Entwicklung; mit Vorwort von P. Barth. Leipzig 1900.

Bard, P.: Emotion I. The neuro-humoral basis of emotional reactions, in: Foundations of Experim. Psychology. Clark Univers. Press, Worcester, Mass., 1929.

Bagby, E.: The Psychology of Personality. Analysis of common emotional disorders. New York 1928.

Baudouin u. A. Lestschinsky: Innere Disziplin nach der praktischen Moral des Buddhismus, des Stoizismus, des Christentums, der neutralen Heilverfahren und im Sinne der Psychotherapie. Dresden, Sybillen-Verl. 1928.

Bauer, Jul.: Vorlesungen über allgem. Konstitutions- u. Vererbungslehre. 2. Aufl. Berlin 1923.

Bauer, Jul.: Methoden der Konstitutionsforschung. Abderhaldens Handbuch der biologischen Arbeitsmethoden. Abt. IX, 3. Berlin-Wien 1923.
—,—: Die konstitutionelle Disposition zu inneren Krankheiten. 2. Aufl. Berlin 1924.
Baumgarten, Franziska: Charakter und Beruf. Jahrb. d. Charakterologie, Bd. 2—3, 1925.
—,—: Die Berufseignungsprüfungen. München-Berlin 1928.
—,—: Wunderkinder. Psycholog. Untersuchungen, Leipzig 1930.
Baumgärtner, K. H.: Krankenphysiognomik. Berlin 1928.
Baur, E., Fischer, E., u. Lenz, F.: Menschliche Erblichkeitslehre. 3. Aufl. München 1927 ff.
Bechterew, W.: Die Persönlichkeit u. d. Bedingungen ihrer Entwicklung u. Gesundheit. Wiesbaden 1906.
—,—: Allgemeine Grundlagen der Reflexologie des Menschen. Leitfaden für das objektive Studium der Persönlichkeit. Leipzig-Wien 1926.
Becker, Minna: Graphologie der Kinderschrift. Celle 1926.
Bergmann, G. von: Seele und Körper in der inneren Medizin. Frankf. Universitätsrede, 1922.
—,—: Klinische funktionelle Pathologie des vegetativen Nervensystems. Handb. d. norm. u. pathol. Physiologie. Bd. XVI 1930.
Berman, L.: The glands regulating personality. A study of the glands of internal secretion in relation to the types of human nature. 2. Aufl. London 1928.
Bertholet, A.: Dynamismus u. Personalismus in d. Seelenauffassung. Tübingen 1930.
Binet, A.: Les altérations de la personnalité. Paris 1892.
—,—: L'âme et le corps. Paris 1905.
—,—: et Henri, V.: La psychologie individuelle. Année psychol. 2, 1896.
Binswanger, L.: Einführung in die Probleme der allgemeinen Psychologie. Berlin 1922.
—,—: Lebensfunktion u. innere Lebensgeschichte. Monatsschr. f. Psych. u. Neur., Bd. 68, 1928.
Birnbaum, K.: Über psychopathische Persönlichkeiten. Berlin 1909.
—,—: Psychopathologische Dokumente. Berlin 1920.
—,—: Handwörterbuch der medizinischen Psychologie. Leipzig 1930.
—,—: Die Probleme des biopsych. Persönlichkeitsaufbaus in Brugsch-Lewy „Biolog. d. Person", Bd. II, 1931.
Blondel, Ch. A.: La personnalité. (Traité de Psych. G. Dumas, Bd. II) Paris 1924.
Boas, F.: Anthropology and modern life. New York 1928.
—,—: Kultur und Rasse. 2. Aufl. Berlin u. Leipzig 1922.
Bobertag, O.: Über Intelligenzprüfungen nach der Methode von Binet und Simon, 3. Aufl., 1928.
Böhle, W.: Die Körperform als Spiegel der Seele. Leipzig 1929.
Bracken, H. von: Persönlichkeitsfassung auf Grund v. Persönlichkeitsbeschreibungen. Jenaer Beiträge zur Jugend- u. Erziehungspsychologie. Langensalza 1925.
Braun, L.: Die Psyche der Herzkranken. Zeitschr. f. Psychologie, Bd. 106, 1928.
Braun, H.: Die Macht des Seelischen. Eine organische Psychologie als Lebensorientierung des Einzelnen und der Gesamtheit. München 1927.
Breysig, K.: Persönlichkeit und Entwicklung. Berlin 1925.
Brown, W., u. Thomson, G. H.: The essentials of mental measurement. Cambridge 1911, 2. Aufl. 1921.
Brugsch, Th.: Allgemeine Prognostik. Berlin u. Wien 1918. (Begriff der Konstitution.)

Brugsch, Th.: Ziel und Wege der Konstitutionsforschung oder der Personallehre. Medizinische Klinik, Bd. 18, 1922.
—,—: Der personalistische Standpunkt in der medizin. Wissenschaft und Praxis. Jahrb. d. Char., Bd. V, 1928.
—,—: Die Morphologie der Person, in:
—,—, u. Lewy, F. H.: Die Biologie der Person. Ein Handbuch der allgemeinen und speziellen Konstitutionslehre. 4 Bde. Berlin-Wien 1926—1931.
—,—: Soziologie der Person (Bd. IV der Biologie der Person). Berlin-Wien 1929. (Darin Abschnitte über den Begriff des Individuums in Rußland, Indien, Japan, im Christentum, Judentum und Islam.)
Bühler, Ch.: Das erste Verständnis für Ausdruck im 1. Lebensjahr. Zeitschr. f. Psychologie, Bd. 107, 1928.
—,—: Das Seelenleben des Jugendlichen. 4. Aufl. Jena 1927.
Bühler, K.: Die geistige Entwicklung des Kindes. 4. Aufl. Jena 1924.
Burt, C.: The inheritance of mental characters. Eugenic Review, Bd. 4, 1912. (Gleiche Gesetze für psychische u. physische Vererbung.)
Buytendijk, F.: Psychologie des animaux. Paris 1928.
—,—, u. Pleßner, H.: Die Deutung des mimischen Ausdrucks. Ein Beitrag zur Lehre vom Bewußtsein des andern Ich. Philos. Anzeiger, Bd. I, Bonn 1925.
Cannon, W. B.: Bodily changes in pain, hunger, fear and rage. 1913. 2. Aufl. 1929.
Carus, C. G.: Psyche. Entwicklungsgeschichte der Seele. 1846. Hrsg. von Klages. Jena 1926.
—,—: Symbolik der menschlichen Gestalt. 1853. Hrsg. von Th. Lessing. Celle 1925.
Character development: a symposium. Chicago Univ. Press 1928.
Charakterologie, Jahrbuch der, hrsg. von E. Utitz, Bd. I—VI, 1924—1929.
Child, Ch. M.: Physiological foundation of behavior. New York 1924.
Christ, F.: Charakterologie auf psychol. Grundlage. Leipzig 1907.
Claußß, L. F.: Von Seele und Antlitz der Rassen und Völker. Eine Einführung in die vergleichende Ausdrucksforschung. München 1929.
Conklin, E. G.: Heredity and environment in the development of man. 5. Aufl. Princeton 1922.
Darwin, Charles: Über den Ausdruck der Gemütsbewegung bei den Menschen und den Tieren (deutsch von J. V. Carus). 6. Aufl. Stuttgart 1910.
Davenport, C. B.: Statistical methods with special reference to biological variation. 3. Aufl. New York 1914.
—,—, Osborn, H. F., Wissler, C., u. Langhlin, H. H.: Eugenics, genetics and the family. 1924.
Delacroix, H.: La psychologie de Stendhal. Paris 1919.
Decroly, O., u. Wanthier: Contribution à l'étude des tests du caractère. J. de psychol., Bd. 26, 1929.
Dewey, J.: Character and events. Popular essays in social and political philosophy. New York 1929.
Dilthey, W.: Ideen über eine beschreibende und zergliedernde Psychologie. Sitz. Ber. d. Preuß. Akad. d. Wiss. 1894.
—,—: Beiträge zum Studium der Individualität. Ebenda 1896.
—,—: Das Erlebnis und die Dichtung. Leipzig 1906.
Dittrich, O.: Individualismus, Universalismus, Personalismus. Berlin 1917.
Drever, J.: Instinct in man. 2. Aufl. Cambridge 1921.
Driesch, H.: Philosophie des Organischen. 4. Aufl. Leipzig 1928.
—,—: Leib und Seele. 3. Aufl. Leipzig 1923.

Dumas, G.: Introduction à l'étude de l'expression des émotions. Rev. phil. 1926.
—,—: Traité de psychologie (II Bde., 24 Mitarbeiter). Paris 1923/24.
Dunlap, K.: An outline of psychology. Baltimore 1914.
—,—: Social psychology. Baltimore 1925.
Eberhard, S.: Der Körper in Form u. Hemmung. Die Beherrschung der Disposition als Lebensgrundlage. München 1926.
Elsenhans, Th.: Charakterbildung. 3. Aufl. Leipzig 1920.
Enke, W.: Die Psychomotorik der Konstitutionstypen. Experim. Studien über Handschrift, Zweck- u. Ausdrucksbewegungen. Leipzig 1930.
Ehrlich, W.: Stufen der Personalität. Grundlegung einer Metaphysik des Menschen. Halle 1930.
Ellis, R. S.: The psychology of individual differences. New York 1928.
Ellit-Smith, G.: The evolution of man. 2. Aufl., Oxford, Univ. Press, 1928.
Erismann, Th.: Die Eigenart des Geistigen. Induktive und einsichtige Psychologie. Leipzig 1924.
Everth, E.: Individualität und Geistesgeschichte. Jahrb. d. Char., Bd. IV, 1927.
Ewald, G.: Temperament und Charakter. Berlin 1924.
—,—: Charakter und Temperament und ihre körperliche Grundlage. Ergebn. d. ges. Med. 20. 1927.
Fabian, G.: Psycholog. Charakterkunde. Im Handb. d. Arbeitswissensch. (Giese), Bd. V. Halle 1928.
Feelings and emotion. The Wittenberg Symposium. Clark Univ. Press, Worcester 1928.
Fernandez, R.: De la personnalité. Paris 1928.
Flach, A.: Die Psychologie der Ausdrucksbewegung. Arch. f. d. ges. Psychologie, Bd. 65, 1928.
Fouillée, A.: Tempérament et caractère selon les individus, les sexes et les races. Paris 1895. 6. Aufl. 1921.
Franz, S. J.: The abnormal individual. In: Foundations of experim. Psychol. Worc. Mass., 1929.
Freud, S.: Gesammelte Schriften, 11 Bde., Wien 1924/25.
—,—: Studien über Hysterie. Wien 1895.
—,—: Die Traumdeutung. Wien 1900.
—,—: Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie. 1905.
—,—: Massenpsychologie und Ich-Analyse. Wien 1921.
—,—: Jenseits des Lustprinzips. 1921.
—,—: Das Ich und das Es. Wien 1923.
Frobenius, L.: Paideuma, Umrisse einer Kultur- und Seelenlehre. München 1921.
Galton, F.: Hereditary genius. London 1869. (Deutsch von O. Neurath u. A. Schapire-Neurath unter dem Titel: Genie und Vererbung. Leipzig 1910.)
—,—: Natural inheritence. London 1889.
—,—: Inquiries into human faculty and its development. London 1883.
Garnett, A. C.: Instinct and personality. London 1928.
Gelb, A., u. Goldstein, K.: Psycholog. Analysen hirnpatholog. Fälle. Bd. I, Leipzig 1920. Ferner Psychol. Forschung, Bd. 6, 1925.
Gesell, A.: Infancy and human growth. New York 1928. Deutsch: Körperseel. Entwicklung i. d. frühen Kindheit. Berlin 1931.
Gesemann, G.: Volkscharaktertypologie der Serbokroaten. Jahrb. d. Char., Bd. V, 1928.
Giese, F.: Der romantische Charakter. Halle 1919.

Giese, F.: Die öffentliche Persönlichkeit. Stat. Untersuchungen an geistigen Führern der Gegenwart. Leipzig 1928.
—,—: Psychologie der Arbeitshand. Wien 1928.
Goldschmidt, R.: Einführung in die Vererbungswissenschaft. 3. Aufl. Leipzig 1920.
Gordon, R. S.: Personality. London 1926.
—,—: The neurotic Personality. London 1927.
Gregor, A., u. Voigtländer, E.: Charakterstruktur verwahrloster Kinder u. Jugendlicher. Leipzig 1922.
Groos, K.: Die Spiele der Menschen. Jena 1899.
—,—: Der Lebenswert des Spieles. Jena 1910.
—,—: Die Spiele der Tiere. 3. Aufl. Jena 1930.
—,—: Das Seelenleben des Kindes. 6. Aufl. Berlin 1923.
—,—: Fürst Metternich. Studie zur Psychologie der Eitelkeit. Stuttgart 1922.
Gruber, M. von, u. Rüdin, E.: Der Anteil von Anlage und Umwelt an der Persönlichkeit. München 1923.
Gruhle, H. W.: Die Ursachen der jugendlichen Verwahrlosung und Kriminalität. Berlin 1912.
—,—: Psychologie des Abnormen. München 1922.
—,—: Selbstbiographie und Persönlichkeitsforschung. Ber. d. Kongr. f. experim. Psychol., 1924.
—,—: Konstitution und Charakter. Naturwissensch., Bd. 12, 1924.
Günther, H.: Die Grundlagen der biologischen Konstitutionslehre. Leipzig 1922.
Haeberlin, C.: Lebensgeschehen und Krankheit. Leipzig 1926.
—,—: Ärztliche Seelenkunde. Leipzig 1928.
Häberlin, P.: Der Geist und die Triebe. Basel 1924.
—,—: Der Charakter. Basel 1925.
Haecker, V.: Allgemeine Vererbungslehre. 3. Aufl. Braunschweig 1921.
—,—: Methoden der Vererbungsforschung beim Menschen. In Abderhaldens Handbuch der biologischen Arbeitsmethoden, Abt. 9, Teil 3, Heft 1 (Vererbungsforschung). Berlin u. Wien 1923.
Haecker, V., u. Ziehen, Th.: Zur Vererbung der musikalischen Begabung. 1922.
—,—: Umwelt u. Erbgut. Hl.: Niemeyer, 1926.
Haering, Th.: Individualität in Natur- und Geisteswelt. Leipzig 1926.
Haldane, J. B. S.: Mechanism, life and personality. New York 1914.
—,—, u. Huxley, J.: Animal biology. Oxford 1927.
Hall, St.: Adolescence. New York 1911.
Hamilton, G. V.: An introduction to objective psychopathology. St. Louis 1925.
Hansen, K.: Die psychische Beeinflussung des vegetativen Nervensystems im Lichte der Physiol. u. Klinik. Naturwissensch., Bd. 16, 1928.
—,—: Allergic and psychical factors in asthma. Proc. Roy. Soc. of Medic. XXII, XII, 1929.
—,—: Hysterie, Neurasthenie, Neurose. Neue Deutsche Klinik, Bd. V, 1930.
Hartenberg, P.: Physiognomie et caractère. Paris 1908.
Hartmann, H.: Über genetische Charakterologie, insbesondere über psychoanalytische. Jahrb. d. Char., Bd. VI, 1929.
Hattingberg, H. von: Die Triebbedingtheit des seel. Geschehens als Grundforderung einer biologischen Psychologie. Ztschr. f. d. ges. Neur. u. Psych., Bd. 77, 1922.
—,—: Das Problem der Menschenkenntnis. Ztschr. f. Menschenkenntnis I, 1925.
Healy, W., u. Bronner, A. F.: Delinquents and criminals. Their making and unmaking. Studies in american cities. New York 1926.

Healy, W., u. Bronner, A.F.: A manual of individual mental tests and testing. Boston 1927.
Heindl, R.: Der Berufsverbrecher. 4. Aufl. Berlin 1927.
Heinemann, F.: Neue Wege der Philosophie. Geist, Leben, Existenz. Leipzig 1929.
Hellpach, W.: Psychologie der Umwelt. (Hdb. d. biolog. Arb.-Meth.) Berlin und Wien 1924.
—,—: Die geopsychischen Erscheinungen. 3. Aufl. Leipzig 1923.
Hempelmann, F.: Tierpsychologie vom Standpunkt des Biologen. Leipzig 1926.
Hendrich, J.: The analysis of personality. American J. Psychiatr., Bd. 8, 1928.
Henning, H.: Experim. Charakterstudien I. Ztschr. f. Psychologie, 1927 u. f.
—,—: Ziele und Möglichkeiten der experimentellen Charakterprüfung. Jahrb. d. Char., Bd. VI, 1929.
Herzberg, A.: Zur Psychologie der Philosophie und der Philosophen. Leipzig 1926.
Heß, W. R.: Wechselbeziehungen zwischen psychischen und vegetativen Funktionen. Zürich 1925.
Heyer, G. R.: Das körperlich-seelische Zusammenwirken in den Lebensvorgängen. München 1923.
Heymans, G.: Psychologie der Frauen. 2. Aufl. Heidelberg 1924.
—,—: Die experimentelle Feststellung individuell-psychischer Eigenschaften. Ztschr. f. angew. Psychologie, Bd. 9, 1915.
—,— u. Wiersma, E.: Beiträge zur speziellen Psychologie auf Grund einer Massenuntersuchung. Bd. 62, 1912.
Hildebrandt, K.: Norm und Entartung des Menschen. 2. Aufl. Heidelberg 1923.
Hinrichsen, O.: Zur Psychologie und Psychopathologie des Dichters. Wiesbaden 1911.
Hirsch, A. P.: Persönliches Erleben im gebärdlichen Ausdruck. Halle 1926.
Hirsch, M.: Konstitution und Charakter (mit Ewald, Kronfeld, Kraus, Hoffmann, Hildebrandt, Utitz). Leipzig 1928.
Hirt, E.: Die Temperamente. Wiesbaden 1905.
Hlucka, F.: Das Problem der Persönlichkeit. Grundrisse einer ganzheitlichen Weltanschauungslehre. Berlin 1929.
Hocking, W. E.: The self, its body and freedom. New-Haven: Yale Univ. Press, 1928.
Hoffmann, Herm.: Die individuelle Entwicklungskurve des Menschen. Berlin 1922.
—,—: Vererbung und Seelenleben. Einführung in die psychiatrische Konstitutions- und Vererbungslehre. Berlin 1922.
—,—: Das Problem des Charakteraufbaues. Seine Gestaltung durch die erbbiologische Persönlichkeitsanalyse. Berlin 1926.
—,—: Charakterforschung u. Vererbungslehre. Jahrb. d. Char. Bd. IV, 1927.
—,—: Charakter und Umwelt. Berlin 1928.
Hollingworth, H. L.: Judging human character. New York 1922.
—,—: Mental growth and decline. A survey of developmental psychol. New York 1927.
—,—: The psychology of the adolescent. New York 1928.
Huch, Ric.: Vom Wesen des Menschen. 4. Aufl. Heidelberg 1922.
Humboldt, W. von: Philosophische Anthropologie und Theorie der Menschenkenntnis. Mit einer Einleitung von Fritz Heinemann. Halle, Niemeyer, 1929.

Huntington, E.: The character of races. As influenced by physical environment, national selection and historical development. New York 1924.
Hunter, W. S.: Human behavior. Chicago Univers. Press, 1919. 3. Aufl. 1928.
Huth, A.: Exakte Persönlichkeitsforschung. Begutachtungsmethoden der praktischen Psychologie. Leipzig 1930.
—,—: Grundzüge einer exakten Persönlichkeitsforschung. Erfurt 1930.
Huther, A.: Grundzüge der allgemeinen Charakterologie. Leipzig 1910.
Jaensch, E. R.: Über Methoden der psychologischen Typenforschung. Ztschr. f. Psychol. Bd. 108, 1928.
—,—: Grundformen menschlichen Seins. Mit Berücksichtigung ihrer Beziehungen zur Biologie und Medizin. (Monographien zur Grundlegung der philosophischen Anthropologie und Wirklichkeitsphilosophie 2.) Berlin, Elsner, 1929.
—,— u. Mitarbeiter: Studien zur Psychologie menschlicher Typen, Leipzig 1930.
Jaensch, W.: Grundzüge einer Physiologie und Klinik der psychophysischen Persönlichkeiten. Berlin 1926.
James, W.: The varieties of religious experience. A Study in human nature. New York 1902. Deutsch: Die religiöse Erfahrung in ihrer Mannigfaltigkeit. (Wobbermin) Leipzig 1907.
Janet, P.: L'automatisme psychologique. Paris 1889.
—,—: L'état mental des hystériques. Paris 1904, 2. Aufl. 1911.
—,—: Les Nevroses. Paris 1909.
—,—: De l'angoisse à l'extase. Etudes sur les croyances et les sentiments. 2 Bde. Paris 1926 und 1928.
—,—: L'évolution psychologique de la personnalité. Paris 1929.
Jarmer, K.: Das Seelenleben der Forscher. München 1928.
Jaspers, K.: Allgemeine Psychopathologie. 3. Aufl. Berlin 1923.
—,—: Psychologie der Weltanschauungen. 3. Aufl. Berlin 1926.
Jastrow, J.: Character and temperament. New York 1915.
Jelliffe, S. E.: The psyche and the vegetative nervous system. New York, Med. Journ., 1922.
Jennings, H. S.: Heredity and mental traits. Science New Series Bd. 34, 1911.
—,—: Acquired characters. Science New Series Bd. 59, 1924.
Johannsen, W. L.: Allgemeine Vererbungslehre. In Brugsch-Lewy: Biologie d. Person, Bd. 1, Berlin und Wien 1926.
Jolowitz, E.: Die Persönlichkeitsanalyse. Leipzig 1926.
Jordan, F.: Anatomy and Physiology in Character. London 1890.
Joerger, J.: Psychiatrische Familiengeschichten. Berlin 1919.
Jung, C. G.: Das Unbewußte im gesunden und kranken Seelenleben. 3. Aufl. Zürich 1926.
—,—: Psychologische Typen. 2. Aufl. Zürich 1926.
—,—: Über die Energetik der Seele und andere psychologische Abhandlungen. Zürich 1928.
—,—: Die Beziehungen zwischen dem Ich und dem Unbewußten. Darmstadt 1928.
Kafka, G.: Tierpsychologie. Handbuch der vergleichenden Psychologie. 3 Bde. München 1922.
Kahn, E.: Die psychopathischen Persönlichkeiten. (Hdb. d. Geisteskrh.) Berlin 1928.
Kammerer, P.: Methoden zur Erforschung der vererbungserworbenen Eigenschaften. In: Abderhaldens Handbuch der biologischen Arbeitsmethoden. Abt. 9, Teil 3, Heft 1 (Vererbungsforschung). Berlin und Wien 1923.

Kaßner, R.: Physiognomik. Leipzig 1922.
Katz, D.: Die Messung von Charakter- und Begabungsunterschieden bei Tieren. Ztschr. f. Psychol. Bd. 93, 1923.
—,—: Charakterologie und Tierpsychologie. Jahrb. der Char. Bd. IV, 1927.
Kehrer, F., und Kretschmer, E.: Die Veranlagung zu seelischen Störungen. Berlin 1924.
Kern, H.: Die Charakterologie des C. G. Carus. Jahrb. d. Charakt. Bd. 2/3.
Kerschensteiner, G.: Charakterbegriff und Charaktererziehung. 4. Aufl. München 1926.
Kinast, E.: Immanuel Kant. Anton Bruckner. Das Psychogramm des Philosophen und des Künstlers. Halle 1926.
Klages, L.: Die Grundlagen der Charakterkunde. 6. Aufl. der Prinzipien der Charakterologie (1910). Leipzig 1928.
—,—: Die Probleme der Graphologie. Entwurf einer Psychodiagnostik. Leipzig 1910 (vergriffen).
—,—: Über den Begriff der Persönlichkeit (1916) in „Mensch und Erde". 3. Aufl. Jena 1929.
—,—: Die psychologischen Errungenschaften Nietzsches. 2. Aufl. Leipzig 1930.
—,—: Persönlichkeit. Einführung in die Charakterkunde. (Das Weltbild 2.) Potsdam 1927. 2. Aufl. 1930.
—,—: Ausdrucksbewegung und Gestaltungskraft. Grundlegung der Wissenschaft vom Ausdruck. 4. Aufl. Leipzig 1923.
—,—: Zur Ausdruckslehre und Charakterkunde. Ges. Abhandl. Heidelberg 1926.
—,—: Zur Ausdruckslehre und Charakterkunde. Ges. Abhandl. Heidelberg 1928.
—,—: Handschrift und Charakter. 11./13. Aufl. Leipzig 1929.
—,—: Vom Wesen des Bewußtseins. Aus einer lebenswissenschaftlichen Vorlesung. 2. Aufl. Leipzig 1926.
—,—: Goethe als Seelenforscher. Jahrb. d. Freien Deutschen Hochstifts. Frankfurt a. M. 1928.
—,—: Graphologisches Lesebuch (mit einer charakterologischen Einführung). Leipzig 1930.
Klieneberger, O.: Psyche und innere Sekretion. Halle 1927.
Kluckhohn, P.: Persönlichkeit und Gemeinschaft. Halle 1925.
Koch, J. L. A.: Die psychopathischen Minderwertigkeiten. Ravensburg 1891/92.
—,—: Abnorme Charaktere. 1900.
Koffka, K.: Die Grundlagen der psychischen Entwicklung. 2. Aufl. Osterwieck 1925.
Koehler, W.: Intelligenzprüfungen an Menschenaffen. 2. Aufl. Berlin 1921.
—,—: Zum Leib-Seele-Problem. D. med. Woch., 1924.
Kollarits, J.: Charakter und Nervosität. Berlin 1912.
Kolle, K.: Charakter, Geisteskrankheit und körperliche Gestalt. (Arzt und Seelsorge 5.) Schwerin 1926.
Kraus, F.: Die allgemeine und spezielle Pathologie der Person. Klinische Syzygiologie. Allgemeiner Teil. Leipzig 1919. Besonderer Teil: Tiefenperson, 1920.
Krehl, L. von: Krankheitsform und Persönlichkeit. Leipzig 1929.
Kretschmer, E.: Medizinische Psychologie. 3. Aufl. Leipzig 1926.
—,—: Körperbau und Charakter. 8. Aufl. Berlin 1929.
—,—: Geniale Menschen. Berlin 1929.
Krieck, E.: Persönlichkeit und Kultur. Leipzig 1910.

Kroh, O.: Experimentelle Beiträge zur Typenkunde. Leipzig 1929.
Kronfeld, A.: Psychotherapie. Charakterlehre. Psychoanalyse. Hypnose. Psychagogik. 2. Aufl. Berlin 1925.
Krudewig, M.: Die Persönlichkeit im Ansatz einer theoretischen Psychologie. Arch. f. d. ges. Psychol. Bd. 61, 1928.
Krukenberg, H.: Der Gesichtsausdruck des Menschen. 4. Aufl. Stuttgart 1923.
Krueger, F.: Über Entwicklungspsychologie, ihre sachliche und geschichtliche Notwendigkeit. Leipzig 1915.
—,—: Der Strukturbegriff in der Psychologie. 8. Kongreß f. experim. Psychol. Leipzig 1924.
Kempf, E. J.: The autonomic functions and the personality. New York 1921.
—,—: Psychopathology. St. Louis 1921.
Künkel, F.: Einführung in die Charakterkunde auf individualpsychologischer Grundlage. Leipzig 1928, 4. Aufl. 1931.
—,—: Die Arbeit am Charakter. Die neuere Psychotherapie in ihrer Anwendung auf Erziehung, Selbsterziehung und Seelenführung. 3. Aufl. Schwerin 1930.
—,—: Vitale Dialektik. Theoretische Grundlagen individualpsychologischer Charakterkunde. Leipzig 1929.
—,—: Charakter, Wachstum und Erziehung. 1931.
Kunz, H.: Die Metaphysik von L. Klages und ihre Bedeutung für die Persönlichkeitsforschung. Ztrbl. f. Psychother. Bd. III, 1930.
Küppers, E.: Die Auflösung des Leib-Seele-Problems. Arch. f. Psychiatrie 74, 1925.
Landis, C.: Emotion II. The expression of emotion. In: The foundations of experim. Psychology. Clark Univers. Press. Worcester Mass., 1929.
Lange, J.: Verbrechen als Schicksal. Studien an kriminellen Zwillingen. Leipzig 1929.
Langelüddecke, A.: Zur Psychologie des Psychographierens. Ztschr. f. angew. Psychol. Bd. 20, 1922.
Lashley, K. S.: Basic neural mechanisms in behavior. Psych. Rev. 37, 1930.
Lasurski: Über das Studium der Individualität. Leipzig 1912.
Leary, D. B.: Modern psychology normal and abnormal. A behaviorism of personality. Philadelphia 1928.
Le Dantec, F.: L'individualité. 3. Aufl. Paris 1911.
Lehmann, G.: Über Einzigkeit und Individualität. Leipzig 1926.
—,—: Psychologie der Individualitäten. Ein Beitrag zur Theorie des Charakters. Berlin 1928.
—,—: Das Kollektivbewußtsein. Berlin 1930.
—,—: Julius Bahnsen, Der Begründer der Charakterologie. Ztschr. f. Menschenkunde. Jg. 6, 1930.
Lenz, F.: Die Erblichkeitslehre beim Menschen. Leipzig 1923.
Lessing, Th.: Prinzipien der Charakterologie. Halle 1926.
Lévy, A.: Psychologie du caractère. Paris 1896.
Lewin, K.: Das Problem der Willensmessung und das Grundgesetz der Assoziation. Psychol. Forschg. 1922.
—,—: Untersuchungen zur Handlungs- und Affekt-Psychologie. Psychol. Forschg. Bd. 7—11, 1926—1928 (darin bes. „Vorsatz, Wille und Bedürfnis", Bd. 7).
—,—: Gesetz und Experiment in der Psychologie. Berlin 1927.
Lindworsky, J.: Die charakterologische Bedeutung der geistlichen Übungen des heiligen Ignatius von Loyola. Jahrb. d. Char. Bd. I, 1925.

Lipmann, O.: Psychische Geschlechtsunterschiede. Leipzig 1917, 2. Aufl. 1924.
—,—: Psychologie der Berufe. (Hdb. d. vergl. Psychol.) München 1922.
Lipschütz, A.: Innere Sekretion und Persönlichkeit. Jahrb. d. Char. Bd. I/III, 1925.
Litt, Th.: Individuum und Gemeinschaft. 3. Aufl. Leipzig 1926.
Löwith, K.: Das Individuum in der Rolle des Mitmenschen. München 1928.
Lucka, E.: Das Problem der Charakterologie. Arch. f. d. ges. Psych. XI. 1908.
—,—: Die drei Stufen der Erotik. 15. Aufl. Berlin 1920.
Ludemann, H.: Individualität und Persönlichkeit. 1900.
Ludwig, E.: Genie und Charakter. Berlin 1920.
Lundberg, H.: Medizinisch-biologische Familienforschung innerhalb eines 2232köpfigen Bauerngeschlechtes in Schweden. Jena 1913.
MacAuliffe, L.: Les tempéraments. Paris 1926.
MacCurdy, J. T.: Common principles in psychology and physiology. Cambridge 1928.
Malapert, P.: Les éléments du caractère et leur lois de combinaison. Paris 1897, 2. Aufl. 1906.
—,—: Le caractère. Paris 1902.
Margis, P.: E. Th. A. Hoffmann. Eine psychographische Elementaranalyse. Leipzig 1911.
Martin, R.: Lehrbuch der Anthropologie. 2. Aufl. 1928, 3 Bde.
Matschoß, C.: Die Bedeutung der Persönlichkeit f. d. industrielle Entwicklung. Berlin 1917.
Mauerhofer, H.: Der schizoid-dämonische Charakter. Eine persönlichkeitspsychologische Untersuchung zur Charakterologie und Problematik des modernen Menschen. Leipzig 1930.
May, M. A., Hartshorne u. Welty, R. E.: Personality and character test. Psychol. Bull. Bd. 25, 1928.
May, M. A., u. Hartshorne: Objective methods of measuring character. Journ. of Genetic Psychol. Bd. 22, 1925.
McDougall, W.: An introduction to social psychology. 1908, 22. Aufl. London 1931. Deutsch: Grundlagen einer Sozialpsychologie. Jena 1928.
—,—: Body and mind. London 1911.
—,—: An outline of psychology. 4. Aufl. 1925.
—,—: An outline of abnormal psychology. London 1926. Deutsch: Psychopathologie funktioneller Störungen. Mit Nachwort v. H. Prinzhorn. Leipzig 1931.
—,—: Character and the conduct of life. 3. Aufl. 1927.
Meyer, G.: Die wissenschaftlichen Grundlagen der Graphologie. 2. Aufl. Jena 1925.
Michaelis, E.: Die Menschheitsproblematik der Freudschen Psychoanalyse. Leipzig 1925.
Michel, W.: Das Leiden am Ich. Anweisungen und Betrachtungen zur praktischen Geistesführung. Bremen 1930.
Michels, R.: Einfluß des Milieus auf die Person. In: Brugsch-Lewy „Biologie der Person" Bd. IV, 1929.
Minkowska, F.: Charakterologische Probleme im Lichte psychiatrischer und genealogischer Hereditätsforschung. Ztschr. f. d. ges. Neur. und Psych. Bd. 82, 1923.
Morgan, L.: Instinkt und Gewohnheit. Leipzig 1909.
—,—: Instinkt und Erfahrung. Berlin 1913.
—,—: Mind at the crosswavs. London 1929.
—,—: Individual and person. American J. Sociol. Bd. 34, 1929.

Morgan, Th. H.: Die stoffliche Grundlage der Vererbung. Berlin 1921.
Morris, C.: The early mental states of three hundred geniuses. (Termans „genetic studies of genius".) Bd. 2. Stanford 1926.
Möbius, P. J.: Über die Anlage zur Mathematik. Bd. VIII der Ausgewählten Werke. Leipzig 1911 ff.
Müller-Freienfels, R.: Philosophie der Individualität. 2. Aufl. Leipzig 1923.
—,—: Persönlichkeit und Weltanschauung. 2. Aufl. Leipzig 1924.
—,—: Grundzüge einer Lebenspsychologie. 2. Aufl. Leipzig 1924/25.
—,—: Charakter und Erlebnis. Jahrb. d. Charakterol. Bd. 2/3. 1926.
—,—: Individualität und Typus. Jahrb. der Charakterol. Bd. V. 1928.
Müller, F. von: Konstitution und Individualität. München 1920.
Muszynski, F.: Die Temperamente. Paderborn 1907.
—,—: Der Charakter. Paderborn 1910.
Myerson, A.: The foundations of personality. 1921.
Neumann, W.: Mensch und Tier. Tierpsycholog. Studien und Erörterungen. Heidelberg 1928.
Oesterreich, T. K.: Die Phänomenologie des Ich. Leipzig 1910.
—,—: Die Probleme der Einheit und der Spaltung des Ich. Stuttgart 1928.
Offner, M.: Das Gedächtnis. 4. Aufl. Berlin 1924.
Oppenheim, D. E.: Dichtung und Menschenkenntnis. Psychologische Streifzüge durch alte und neue Literatur. München 1926.
Ostwald, W.: Große Männer. Leipzig 1909.
Pannenborg, W. A., u. H. J.: Zur Psychologie der Künstler. Ztschr. f. angew. Psychologie. Bd. 12 u. 13. 1917—18.
Parmelee, M.: Personality and conduct. New York 1918.
Paulhan, Fr.: Les caractères. Paris 1894, 2. Aufl. 1902.
—,—: La simulation dans le caractère. Rev. Phil. Bd. 52—56. 1901—03.
—,—: Les mensonges du caractère. Paris 1905.
Pawlow, J. P.: Die höchste Nerventätigkeit (das Verhalten) von Tieren. 3. Aufl. München 1926.
Pérez, B.: Le caractère de l'enfant à l'homme. Paris 1891.
—,—: Le caractère et les mouvements. Paris 1894.
Peters, W.: Vererbung und Persönlichkeit. 8. Kongreß für experim. Psychol. in Leipzig 1923. Jena 1924.
—,—: Vererbung und Persönlichkeit. Jena 1925.
—,—: Personelle Beurteilung d. prakt. Lebenseignung. In: Brugsch-Lewy „Biologie d. Person", Bd. IV, 1929.
Petersen, P.: Grundfragen einer pädagogischen Charakterologie. Erfurt 1928.
Pfahler, G.: System der Typenlehren. Grundlegung einer pädagog. Typenlehre. Leipzig 1929.
Pfänder. G.: Zur Psychologie der Gesinnungen. Jahrb. f. Philos. u. phänomenologische Forschung I, II. 1913 und 1916.
—,—: Grundprobleme der Charakterologie. Jahrb. d. Char. Bd. I, 1924.
Piaget, J.: La causalité physique chez l'enfant. Paris 1927.
Picard, M.: Das Menschengesicht. Leipzig 1929.
Piderit, Th.: Mimik und Physiognomik. 4. Aufl. Detmold 1925.
Pierce, E.: The philosophy of character. Cambridge 1924.
Pilo, M.: Nuovi studii sul carattere. Milano 1893.
Plaut, P.: Soziologie als Typologie. Jahrb. d. Char. Bd. 2/3, 1926.
—,—: Die Psychologie der produktiven Persönlichkeit. Stuttgart 1929.
Platzhoff-Lejeune: Werk und Persönlichkeit. Minden 1903.
Pleßner, H.: Die Stufen des Organischen und der Mensch. Berlin 1928.
Polen, L.: Körperbau und Charakter. Darstellung und Würdigung der Kretschmerschen Untersuchung. Arch. f. d. ges. Psych. Bd. 66, 1928.

Prat, L.: Le caractère et la personne. Paris 1905.
Prince, M.: The dissociation of a personality. New York 1906.
—,—: The unconscious. New York 1914.
—,—: Clinical and experimental studies in personality. Collected essays. Cambridge Mass. 1928.
—,—: The problem of personality: How many selves have we? In: Psychologies of 1925 (Sammelband Worcester Mass. 1926).
Prinzhorn, H.: Um die Persönlichkeit. Ges. Abhandl. u. Vorträge zur Charakterologie und Psychopathologie. Heidelberg 1927.
—,—: Leib-Seele-Einheit. Ein Kernproblem der neuen Psychologie. Potsdam 1927.
—,—: Charakterologie und Psychoanalyse. In dem Sammelband: Auswirkungen der Psychoanalyse in Wissenschaft und Leben. Unter Mitwirkung von 22 Fachgelehrten herausg. v. H. Prinzhorn. Leipzig 1928.
—,—: Das Problem der Führung und die Psychoanalyse. Erfurt 1928.
—,—: Nietzsche und das 20. Jahrhundert. Heidelberg 1928.
—,—: Les courants principaux de la psychologie allemande contemporaine. Journ. de Psych. Bd. 25, Paris 1928.
—,—: Psychotherapie. Voraussetzungen, Wesen, Grenzen. Leipzig 1929.
—,—: The importance of the opposition of „Spirit" and „life" for the psychology of personality. Journ. of Nerv. and Ment. Disease Bd. 31. New York 1930.
—,—: J. B. Watsons Behaviorismus. Ztschr. f. Menschenk. VI, 1930.
—,—: Die Bedeutung von Klages für die Psychopathologie. Der Nervenarzt, Bd. 4, 1931.
—,—: Psychologie der Persönlichkeit. (Erscheint 1931.)
—,—: Geschichte der Charakterkunde. (Erscheint 1932.)
Preyer, W.: Zur Psychologie des Schreibens. Mit besonderer Rücksicht auf individuelle Verschiedenheiten der Handschriften. 3. Aufl. mit Geleitwort von L. Klages. Leipzig 1928.
Pulver, M.: Symbolik der Handschrift. Zürich 1930.
Queyrat, T.: Les caractères et l'éducation morale. 1896, 4. Aufl. 1911.
Rank, O.: Gestaltung und Ausdruck der Persönlichkeit. II. Teil der: Grundzüge einer Psychologie. Wien 1928.
Reibmayr, A.: Die Entwicklungsgeschichte des Talentes und Genies. 2. Aufl. München 1928.
Reich, W.: Der triebhafte Charakter. Wien 1925.
Revész, G.: Über musikalische Begabung. Bericht über den 6. Kongreß f. experim. Psychol. in Göttingen 1914. Leipzig 1914.
Ribéry, Ch.: Essai de classification naturelle des caractères. Paris 1902.
Ribot, Th.: Sur les diverses formes du caractère. Rev. Phil. 34, 1892.
—,—: Les éléments du caractère et leurs lois de combinaison.
—,—: Les maladies de la personnalité. Paris 1891, 18. Aufl. 1921.
—,—: La vie inconsciente et les mouvements. Paris 1914.
Ritter, W. E., u. Bailey, E. W.: Animal and human conduct. London 1928.
Roback, A. A.: The psychology of character. With a survey of temperament. 2. Aufl. New York 1928.
—,—: A bibliography of personality. Cambridge Mass. 1928.
—,—: (Herausgeber) Problems of personality. Essays presented to Dr. Prince (McDougall, Janet, Jung, Jones, Dunlap, Campbell, Jeliffe, White). Cambridge Mass. 1925.
Rohden, Fr. von: Methoden der konstitutionellen Körperbauforschung. In Abderhaldens Handbuch der biologischen Arbeitsmethoden, Abt. IX, Teil 3, 1929.
Rohracher, H.: Persönlichkeit und Schicksal. Wien 1926.

Rorschach, H.: Psychodiagnostik. Bern 1921.
Rosanoff, A. J.: A theory of personality. Based mainly on psychiatric experience. Psychol. Bulletin, Bd. 17, 1920.
Rossolimo: Das psychologische Profil. Halle 1926.
Roux, W.: Die Entwicklungsmechanik, ein neuer Zweig der biologischen Wissenschaft. Leipzig 1905.
Rüdin, E.: Über Vererbung geistiger Störungen. Ztschr. d. ges. Neur. und Psych. Bd. 81, 1923.
Ruttmann, W. J.: Die Hauptergebnisse der modernen Psychologie mit besonderer Berücksichtigung der Individualforschung. Leipzig 1914.
—,—: Erblichkeitslehre und Pädagogik. Leipzig 1917.
Rutz, O.: Eine neue Welt des seelischen Ausdrucks. Annal. f. Nat.-Philos. 9, 1910.
—,—: Menschheitstypen und Kunst. Jena 1921.
—,—: Vom Ausdruck des Menschen. Lehrbuch der Physiognomik. Heidelberg 1925.
Saitschik, R.: Genie und Charakter. 3. Aufl. 1926.
—,—: Wirklichkeit und Vollendung. Gedanken zur Menschenkenntnis. 2. Aufl. 1928.
Sanford, E. C.: Personal equation. Americ. Journ. of Psych. 2, 1889.
Saudek, R.: Wissenschaftliche Graphologie. München 1925.
—,—: Experimentelle Graphologie. Berlin 1929.
Saupe, E.: Einführung in die neuere Psychologie. 2. Aufl. Osterwieck 1928. (Mit Referaten über alle Richtungen, die sich mit dem Problem des Charakters beschäftigen.)
Schallmayer, W.: Vererbung und Auslese. 4. Aufl. Jena 1920.
Scheidt, W.: Rassenforschung. Leipzig 1927.
Scheler, M.: Wesen und Formen der Sympathie. 3. Aufl. Bonn 1927.
—,—: Der Formalismus in der Ethik und die materiale Wertethik. 2. Aufl. Halle 1921.
—,—: Idole der Selbsterkenntnis. In: Ges. Abh. Leipzig 1915.
—,—: Die Stellung des Menschen im Kosmos. Darmstadt 1928.
Schilder, P.: Medizinische Psychologie. Berlin 1924.
—,—: Medizin. Charakterlehre. In: Hdb. d. Arbeitswissensch. v. Giese, Bd. V, Halle 1928.
—,—: The somatic basis of the neuroses. Journ. of nerv. and mental disease Bd. 70, 1929.
Schneider, F.: Das Studium der Individualität. Paderborn 1919.
Schneider, K.: Die psychopathischen Persönlichkeiten. 2. Aufl. Leipzig 1929.
Schneersohn, F.: Studies in psycho-expedition-fundamentals of the psychological science of man and a theory of nervousness. New York 1929.
Schultz, J. H.: Psychotherapie. 4. Aufl. Jena 1930.
Schultze, F. E. O.: Anleitung zur Menschenkenntnis. Leipzig 1923.
Schwangart, F.: Persönliches bei Tieren und tierisches Niveau. Jahrb. d. Char. Bd. V, 1928.
Schwarz, O.: Psychogenese und Psychotherapie körperlicher Symptome. Berlin 1925. (Sammelband mit Allers, J. Bauer, L. Brauer, Heyer, Schilder u. a.)
—,—: Medizinische Anthropologie. Leipzig 1930.
Seashore, C. E.: The psychology of musical talent. Boston 1920.
Seifert, F.: Charakterologie (Handb. d. Philosophie). München 1929.
Selz, O.: Über die Persönlichkeitstypen und die Methoden ihrer Bestimmung. Jena 1924. (Verkürzt im Bericht über den 8. Kongreß für experim. Psychol. in Leipzig 1923. Jena 1924.)

Semon, R.: Das Problem der Vererbung erworbener Eigenschaften. Leipzig 1912.
Shand, A. F.: Character and the emotions. Mind. VI, 1896.
—,—: The foundations of character being a study of the tendencies of the emotions and sentiments. 3. Aufl. London 1914.
Shuttleworth, F. K., u. a.: Studies in character. Univers. of Jowa, 1927 u. f.
Siemens, H. W.: Einführung in die allgemeine Konstitutions- und Vererbungslehre. Berlin 1921.
Sigaud, C.: La forme humaine. Paris 1914.
Sigwart, Ch.: Die Unterschiede der Individualitäten. Kl. Schriften II. Tübingen 1881.
Smiles, S.: Der Charakter. Deutsch: Leipzig 1910.
Sommer, R.: Goethe im Lichte der Vererbungslehre. Leipzig 1908.
—,—: Methoden der Familienforschung. In Abderhaldens Handbuch der biologischen Arbeitsmethoden, Abt. 9, Teil 3. Berlin und Wien 1923.
—,—: Über Persönlichkeitstypen. Bericht über den 8. Kongreß f. experim. Psychol. in Leipzig, 1923. Jena 1924.
—,—: Tierpsychologie. Leipzig 1925.
—,—: Familienforschung. Vererbungs- und Rassenlehre. 3. Aufl. Leipzig 1927.
Sommer, G.: Geistige Veranlagung und Vererbung. Leipzig 1916.
Spranger, E.: Lebensformen. 5. Aufl. Leipzig 1925.
—,—: Psychologie des Jugendalters. 12. Aufl. Leipzig 1930.
Stein, H.: Charaktertypen. Eine Einführung in die astrologisch-physiognomische Betrachtungsweise. Halle 1929.
Stern, W.: Die Psychologie und der Personalismus. Leipzig 1917.
—,—: Die menschliche Persönlichkeit. 3. Aufl. Leipzig 1923.
—,—: Die differentielle Psychologie in ihren methodischen Grundlagen. 3. Aufl. Leipzig 1921.
—,—: Studien zur Personwissenschaft. Die Personalistik als Wissenschaft. Leipzig 1930.
—,—: Psychologie der frühen Kindheit. 6. Aufl. Leipzig 1930.
Sternberg, Th.: Charakterologie als Wissenschaft. Lausanne 1907.
Stout, G. F.: A manual of psychology. London 1913.
Strohmayer, W.: Psychiatrisch-genealogische Untersuchung der Abstammung König Ludwigs II. u. Ottos I. von Bayern. Wiesbaden 1912.
Starbuck, E. D.: Religionspsychologie, 2 Bde., Leipzig 1909.
Starbuck, E. D., u. Shuttleworth, F. K.: A guide to literature for character training. Vol. I. New York 1928.
Straus, E.: Das Problem der Individualität. In: Brugsch-Lewy „Biologie d. Person", Bd. I, 1926.
Terman, L. M.: The measurement of intelligence. Boston 1916.
—,—: Genetic studies of genius. Stanford 1925.
Thomson, W. H.: Brain and personality. 8. Aufl. New York 1922.
Thorndike, E. L.: Individuality. Boston 1911.
—,—: Introduction to the theory of mental and social measurement. 2. Aufl. New York 1913.
—,—: Educational Psychology, 3 Bde., New York 1913/14.
Thorndike, E. L., u. Bobertag: Psychologie der Erziehung. 1922.
Thöne, J.: Menschen wie sie sind. Versuch einer modernen Charakterkunde. Hamburg 1925.
Thurnwald, R.: Psychologie des primitiven Menschen.
Tilling, Th.: Individuelle Geistesartung und [redacted] baden 1904.

Tolman, E. Ch.: The nature of instinct. Psychol. Bullet. Princeton 1923.
Tumlirz, O.: Probleme der Charakterologie. Character development: a symposion. Chicago Univers. Press, 1928.
—,—: Die seelischen Unterschiede zwischen den Geschlechtern in der Reifezeit, 1927.
—,—: Probleme der Charakterologie. Langensalza 1928.
Uexküll, J. von: Lebenslehre. Potsdam 1930.
Utitz, E.: Charakterologie. Berlin 1925.
Vaerting, M.: Neubegründung der Psychologie von Mann und Weib, 2 Bde., Karlsruhe 1921 u. 1923.
Valentine, P. F.: The psychology of personality. New York 1927.
Voigtländer, E.: Über die Typen des Selbstgefühls. Leipzig 1910.
Volkelt, J.: Das Problem der Individualität. München 1928.
Wahle, R.: Entstehung des Charakters. Wien 1928.
Walter, F. K.: Die materiellen Grundlagen der geistigen Persönlichkeit. Jahrb. d. Char., Bd. 1, 1924.
Watson, J. B.: Behaviorism. New York 1925. Deutsch: Stuttgart 1930.
Weidenreich: Rasse und Körperbau. Berlin 1927.
Weinhandl, F.: Charakterdeutung auf gestaltanalytischer Grundlage. Langensalza 1930.
Weininger, E.: Geschlecht und Charakter. 25. Aufl. Wien 1923.
Weißmann, A.: Die Kontinuität des Keimplasmas. Jena 1892.
Weygandt, W.: Abnorme Charaktere in der dramat. Literatur. Leipzig 1910.
Whitby, Ch. J.: The logic of human character. London 1905.
White, W. A.: Mechanisms of character formation. New York 1918.
Wissler, C.: The correlation of mental and physical traits. Psychol. Rev., Bd. 3, 1901.
—,—: The relation of nature to man in aboriginal America. New York 1926.
Witzleben, H. G. von: Probleme der Personallehre. Allg. ärztl. Ztschr. f. Psychotherapie, 1928, I.
Woods, F. A.: Mental and moral heredity in royalty. New York 1906.
Woodworth, R. S.: Dynamic Psychology. New York 1918.
Wreschner, A.: Vergleichende Psychologie der Geschlechter. Zürich 1912.
Yerkes, R. M.: The role of psychology in the war. New York, „Century", 1920.
—,—: Almost human. New York 1925.
Ziegler, H. E.: Die Vererbungslehre in der Biologie und in der Soziologie. Jena 1928.
Ziehen, Th.: Die Psychologie großer Heerführer. Leipzig 1916.
—,—: Über das Seelenleben der Jugendlichen. 3. Aufl. Leipzig 1927.
—,—: Über das Wesen der Beanlagung und ihre methodische Erforschung. 4. Aufl. Langensalza 1929.
—,—: Charakterologische Studien an Verbrechern. Jahrb. d. Char., Bd. IV, 1927.
—,—: Die Grundlagen der Charakterologie. Langensalza 1930.
Ziermer, M.: Genealogische Studien über die Vererbung geistiger Eigenschaften. Archiv f. Rassen- und Gesellschafts-Biologie, Jahrg. 5, 1908.